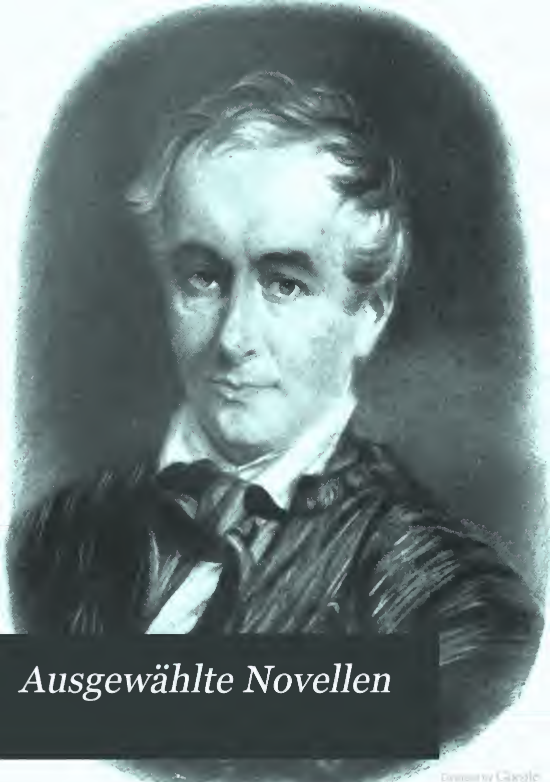


# Ausgewählte Novellen

PROSPER MÉRIMÉE
AUSGEWÄHLTE NO-
VELLEN · I. BAND



*Prosper Mérimée*
*1853*
*d'après un dessin de Rochard.*

# PROSPER MÉRIMÉE

# AUSGEWÄHLTE NOVELLEN

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN UND EINGELEITET VON

RICHARD SCHAUKAL

BEI GEORG MÜLLER
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1908



Prosper Mérimée
1853
d'après un dessin de Rochard.

# PROSPER MÉRIMÉE
# AUSGEWÄHLTE NOVELLEN

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN UND EINGELEITET VON

RICHARD SCHAUKAL

BEI GEORG MÜLLER
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1908

# INHALTSVERZEICHNIS

VON DER ERSTEN IN 1050 MIT DER HAND NUMERIERTEN EXEMPLAREN HERGESTELLTEN AUFLAGE SIND 50 VOM AUTOR SIGNIERTE EXEMPLARE AUF VAN GELDERN-BÜTTEN ABGEZOGEN UND IN GANZLEDER GEBUNDEN WORDEN. DER PREIS EINES SOLCHEN GEBUNDENEN EXEMPLARES BETRÄGT MARK 20.—. DIESES EXEMPLAR TRÄGT DIE NUMMER 661

# VORWORT

DIE vorliegende Arbeit hat nicht den Zweck, einen französischen Autor von Weltruf deutschen Lesern zu „vermitteln“. Das Werk Prosper Mérimées ist vielfältig und reich. Meine Übersetzung einiger Novellen erhebt nicht den Anspruch, dieses Werk zu spiegeln. Es wären die genialen Anfänge des von Goethe gewürdigten Mystifikators („Théâtre de Clara Gazul“, 1825; „La Guzla“, 1827), die dramatischen Kulturbilder („La Jacquerie“, 1828), die „Chronique du règne de Charles IX“ (1829), es wären die umfangreichen Reiseberichte des gelehrten „Generalinspektors der historischen Denkmäler“, die historischen und kritischen Arbeiten, es wären vor allem die unvergleichlichen Briefe („Lettres à une Inconnue“; „Lettres à une autre Inconnue“, „Lettres à Panizzi“), wenigstens auszugsweise, wiederzugeben gewesen.

Ich bin der, wenn man will, hartnäckigen Überzeugung, dass, wer einen Autor kennen lernen, wer ihn besitzen und behalten will, sich an den Originaltext zu wenden habe. Ich erachte Übersetzungen künstlerischer

Arbeiten nicht als ein Mittel, solche Kenntnis, solches Besitztum zu gewinnen. Wohl aber schätze ich Übersetzungen, die selbst künstlerische Arbeiten vorstellen. Und ich meine: eine Übersetzung ist vor allem als Werk ihres Autors zu werten. Reizend ist der Vergleich zwischen dem Original und solcher Neuschöpfung. Aber auch ohne diesen Vergleich bleibt die Wiedergabe merkwürdig.

Wenn ich einige der vorzüglichsten Novellen eines grossen Schriftstellers aus der geliebten französischen in die geliebte deutsche Sprache zu übertragen mich vermessen habe, so ist dies in dem während der Arbeit erstarkenden Bewusstsein der Kraft geschehen, ein Mérimées nicht ganz unwürdiges Buch zu schaffen. So und nur so will ich diese Auswahl beurteilt wissen. Es hat mich unwiderstehlich angezogen, diese und jene Novelle im Geiste des Dichters und in seinem Schatten, aber mit den meiner Muttersprache gemässen Mitteln, treu und selbständig zugleich, wiederzuschaffen. Ob es mir gelungen ist, mag die Zukunft

entscheiden. Dass hingebungsvolle Liebe am Werke gewesen ist, brauche ich nicht hervorzuheben. Wer Mérimées prachtvoll einfache Ausdrucksweise kennt, wird auch die Schwierigkeiten dieses Unternehmens zu würdigen imstande sein.

Ich habe einen Band der ältern kurzen Geschichten zusammengestellt. Ihn beschliesst die Erzählung, die, wie sie ihrem Dichter gegolten hat, auch mir als Prosper Mérimées Meisterwerk gilt: „La Vénus d'Ille“. Ich hoffe, was an hervorragenden novellistischen Schöpfungen noch erübrigt, in einem zweiten und einem dritten Bande bald nachtragen zu dürfen.

Payerbach-Wien, Juni 1907

RICHARD SCHAUKAL

# EINLEITUNG
# PROSPER MÉRIMÉE

MÉRIMÉE ist ein klassischer Erzähler. Weder von Balzac kann man das sagen noch von Beyle. Auch nicht von Flaubert, dem grössten Künstler, den Frankreich unter seinen grossen neueren Schriftstellern zählt. Ist Balzac der genialste, Beyle der interessanteste, Flaubert der strengste, darf man Mérimée den klarsten nennen. Balzac ist der Dichter, die Phantasie, Beyle der doktrinär-subjektive, Flaubert der unpersönlich-„induktive" Psychologe. Mérimée ist nichts als ein Erzähler von mehr oder minder sonderbaren Geschichten. Sein Stil ist akademisch, traditionell. Ausser einer gelegentlichen leicht ironisch gefärbten Bemerkung, die nie zum Aperçu gefeilt wird, immer ganz im Parlandoton des Causeurs bleibt, scheint diesen Stil nichts Persönliches auszuzeichnen. So gegenständlich, trocken, so „zeichnerisch" zu schreiben, könnte man meinen, wäre Sache jedes gebildeten Beobachters eines an interessanten Wechselfällen reichen Lebens. Aber gerade diese Nüchternheit, diese Sparsamkeit, die nichts weniger als Armut ist, macht

den unverwelklichen Reiz von Prosper Mérimées Autorcharakter aus. Indem die Konvention bei ihm als höchstes Kunstziel sich kennzeichnet, wird sie, so individuell erlebt, grösste Kraft. Andre handhaben sie aus Schwäche, er aus Stärke. Jedes Wort steht an seinem Platz. Und dieses Gleichgewicht ist das Wunderbare. Balzac schweift verschwendend aus, Beyle versagt sich der Ausdruck; sein Stil ist ein Schlachtfeld. Flaubert ringt in aufreibender Qual um das Wort, aber er findet es, findet das „einzige“ und tilgt jede Spur seiner Mühe. Mérimée ist so sehr Herr seiner Mittel, dass er nicht zu suchen braucht, nicht ringen muss; er hat, was er will. (Später freilich versteift sich sein Bestreben immer mehr zur „klassischen“ Manier, er übertyrannt — in seinen historischen Arbeiten — den Tyrannen, die Tradition.)
Man ist geneigt, den Dichter des „Mateo Falcone“ unserm grössten Erzähler, Kleist, zu vergleichen. Aber der Vergleich ergibt keine Gleichung. Kleist ist nicht klassisch. (Goethe ist es in den „Erzählungen deut-

scher Ausgewanderter".) Er ist romantisch. Kleists Stil ist unerbittliche, bezaubernde — Willkür, der Mérimées Notwendigkeit; man merkt ihn kaum als einen wesenhaften Faktor, so leicht tritt er in Erscheinung. Balzac schreibt sich, Beyle zu sich, Flaubert gegen sich, Mérimée aus sich. Er ist der Nobelste, freilich auch bei aller Anmut der Kälteste. Beyles bald akzentuierter, bald trocken-raschelnder Stil hat keine Wärme des Ausdrucks, aber er atmet die Wärme des Blutes (weshalb sich Stendhal nach der bekannten Anekdote durch die Lektüre des Code civil „vorzubereiten", abzutöten pflegte; keine Pose, wie sie etwa Balzac in andern Mitteln eigentümlich wäre, sondern eine Maxime). Balzacs Stil flammt, lodert, zuckt, prasselt, verlischt und lebt wieder auf, sein Stil ist eitel, er erlaubt sich alles, versagt sich nichts. Flaubert erlaubt sich nichts, versagt sich alles, unterordnet sich völlig der Idee „des" Stils. Mérimée in seiner scheinbaren Gleichgültigkeit ist so streng wie eine Ordensregel, (die er durch ungläubige Marginalien ironi-

siert). Beyle hat aus tausend Zügen des Lebens keine lebendige Gestalt geschaffen oder vielmehr jede sogleich viviseziert. Balzac beschwört Visionen, die riesenhaft emporwachsen und als Symbole bleiben: keiner ist mehr Dichter als er. Gautier, noch mehr der weiche Musset blieben zu oft im Liebenswürdigen des „Poeten“ stecken.
Man vergleiche Gautiers charmante „Mademoiselle de Maupin“ etwa mit Mérimées „Colomba“. Von Gautiers Maupin trägt man etwas wie einen süssen Orangenduft davon. Man erinnert sich in augenschliessendem Entzücken an die flaumige Reife der sinnlich in den Hüften sich wiegenden Troubadour-Novelle vom Ritter Fräulein. Aber man liest dann wieder einmal die wie in rosarotem Duft kokett verschränkten Worte: es ist doch viel verblasstes, fad riechendes Feuilleton in ihrer zügel- und auch ein wenig marklosen, wie mit allzu blanken Zähnen und allzu blanken blauen Augen unter blonden Locken lächelnden „Künstler“-Lebhaftigkeit. Dagegen Mérimée: anfangs scheint er etwas stahlstichhaft, an den Rän-

dern gilbend, diese typisch-reinen Profile muten ein wenig unbedeutend an; aber bald gewinnt das alles eine nur aus dem vornehmen Ton der sichern Zeichnung steigende Überzeugungskraft, die sich herrschend erhält. Und das macht: Mérimée hat sich jedes stilistische Extemporieren versagt. Er wusste, dass das jeweils Moderne das jeweils Altmodische zu werden bestimmt ist. Seine Sprache verschmäht jeden Schmuck, die einschmeichelnde Nuance, er malt nicht pastos mit später zerspringenden Farben, sein Pinsel ist spitz und fein, und er setzt damit jedes seiner sparsamen Lichter ohne „Täuschungs“-absicht, als konventionelles Bildelement kontrollierbar, an die gemässe Stelle. Delacroix soll ihm nahegestanden haben. Man möchte ihn mit Ingres befreundet denken, Ingres, dem distinguierten Zeichner. Sein diskreter Rhythmus ist der zeichnerische, nicht der brausende malerische. Und dies ist ihm Bewusstsein. Hat doch der in seinen Stoffen so „romantische“ Mérimée den Hugoschen Romantismus, die berühmte „Lokal-

farbe", die schon der Jüngling durch eine geniale Mystifikation (die „Guzla"-Lieder, die er angeblich aus dem Illyrischen übersetzte) ad absurdum geführt zu haben meinte, später geradezu verhöhnt.

Flaubert ist der Organisator seiner Welt. Jedes seiner Wesen, die unheimlich wirklich werden, lebt von seinem göttlichen Hauche, aber der Schöpfer bleibt ewig unsichtbar. Mérimée begegnet seinen Geschöpfen. Was ihm nahekommt, wird sein. Er plaudert seine Welt entlang, nimmt nichts wichtig, fälscht aber auch nichts: alles bleibt, wie es ist. Er ist der Chroniqueur, der gleichmütig von allem berichtet. Beyle, der Immoralist, und Balzac, der Prediger, der Prophet, der Richter, moralisieren. Beyle hält sich immer wieder mit dem Motivieren auf, fängt sich in allen Schlingen der Möglichkeiten, seine Personen kommentieren sich unablässig. Balzac steht mitten unter seinen Geschöpfen, beleuchtet, stützt und entfernt sie je nach Bedarf, immer geleitet vom dichterischen Instinkt, bei aller Subjektivität niemals geschmacklos wie

unser grosser Jean Paul, bei aller Breite seiner Redseligkeit niemals langweilig wie der peinliche Zola. Flaubert, der die Masse des Lebens lückenlos in seiner Einheit zeigt, — Balzacs Roman ist ein Teppich mit brennendem Muster und vielen fadenscheinigen und noch mehr blossen Grundstellen — kann langweilig werden wie das Leben selbst, wenn sich der moralische Betrachter dem unendlichen Flusse der Dinge nicht entzieht — das ist unmöglich —, aber widersetzt. Beyles Werk ist gehäuftes Material, unendlich reich, aber nicht oder nur zum Teile geordnet. Mérimée ist weniger als alle drei „Schriftsteller". Er hat, sich historischen Werken zuwendend, zwanzig Jahre in der eigentlichen Produktion innegehalten, hat seine berühmten Geschichten als Amateur geschrieben. Er, der strengste Pfleger der literarischen Sitte, ist der grösste Verächter des Metiers. Aber nicht wie bei Wilde, dem typischen Literaten, ist dies Pose. Sein Dandytum ist sein Lebensstil. Er hätte nicht zu schreiben gebraucht, um sich als Dandy zu zeigen, wie Brummel nichts geschrieben hat.

Wilde musste schreiben, um das Relief für seine mondänen Attitüden zu schaffen. Die Extravaganzen allein hätten ihn bloss als einen Fat gezeigt. Im Deutschen haben wir für Mérimée kein Beispiel. Heine, dem er an Geist ähnelt, war kein Gestalter. Jean Paul und Bogumil Goltz, die viel reicher an Einfällen sind, verstehen nicht damit hauszuhalten. Sie nähern sich so Balzac, der aus seiner Profusion durch seine (von Rodin so prachtvoll festgehaltene) pathetische Gebärde seinen Stil erschuf. E. T. A. Hoffmann mangelt die Weltläufigkeit, die ihm die souveräne Ironie Mérimées geboten hätte: seine Ironie kommt aus dem Widerspruche des Künstlers zum Philister, den Mérimée, so eng gefasst, nicht empfindet, wenn er ihn auch kennt. Dagegen mangelt Mérimée, dem ungetauften Sprössling der Freigeisterei einer allem Doktrinarismus, allem Dogmatismus abholden Generation, die tiefe Seeleneinsamkeit des deutschen Dichters, dem die Bürgerlichkeit, der Prosaismus seiner dumpfen Zeit zum Gespenste sich verkörperte. Flaubert trennt den

Künstler vom Menschen, d. h. er schaltet den Menschen aus, der dem Künstler hinderlich wäre. Er entzieht sich der Welt um seines Werkes willen. Mérimée bleibt in der Welt, er geniesst sie. Flaubert lernt sie, die ihn quält, die er hasst, verachten. Er leidet unter seiner Unfähigkeit zu leben und überwindet sein Leiden in der süssen Qual des Schaffens. Mérimée sonnt sich wie eine Katze an der Welt und verzichtet darauf, seine besten Werke zu schreiben, so lässlich scheint ihm das Schreiben, das er so unvergleichlich beherrscht. Beyle kommt nie zu Rande mit seinen Bekenntnissen, die er in hundert Verkleidungen variiert. Balzac unterwirft mit einer allmächtigen Zauberformel alle Wesen seiner Herrschaft, und alle seine brausenden Chöre zeugen von ihr. Mérimée flaniert durch die halbe Welt und botanisiert Rarissima, die er, mit der Pariser Etikette versehen, in geschliffenen Glasfläschchen aneinanderreiht. Er spielt mondänes Theater der brutalen Instinkte, täuscht alle Welt und verdirbt ihr sofort den Enthusiasmus. Sein Geist ist der des geborenen

Geniessers, eines Sensuellen ohne die Spur von Sentimentalität. Er ist ein grosser Gourmet, ein Kenner in Weibern aller Rassen wie in Statuen und Baudenkmälern aller Zeiten — seine offizielle, von ihm auf das gewissenhafteste erfüllte Stellung war die eines Inspektors der historischen Denkmäler —, ein Bibliophile von erlesenem Geschmack, vor allem aber ein Briefschreiber von unnachahmlicher Grazie und Leichtigkeit des atmenden Ausdruckes, inoffizieller Diplomat und nachlässiger Elegant, Zeichner und Reisender, Historiker ohne Schwerfälligkeit und Causeur ohne die Spur von Feuilletonismus, neben dem „Italiener" Beyle, dem „Germanen" Flaubert, dem „Gallier" Balzac der „Engländer", wie ihn — nur der Pariser zu agieren imstande ist.
Man kann Mérimées Autorexistenz leicht in drei grosse Abschnitte gliedern: der Dandy, der Akademiker, der Hofmann. An den Grenzen stehen die Werke. Er war ein junger Mensch ohne andre als Geniesser-Aspirationen, als er, gleichsam an der Schwelle, sein „Théâtre de Clara Gazul"

schrieb („aus dem Spanischen"; es gibt Exemplare, die den jungen Prosper als Klara verkleidet zeigen), das ihn berühmt machte. Es folgt nach dem Intermezzo der „Jacquerie" und der „Chronique du temps de Charles IX." die Byron-Rastignac-Don Juan-Periode des verwöhnten Lebemannes, die, ausser den brillant aus dem Handgelenke geschlenkerten mondänen Histörchen „Le vase étrusque", „La double méprise", Kabinettstücke wie „Matéo Falcone", „L'Enlèvement de la redoute" zeitigte. Der leichtsinnige Präsidialvorstand d'Argouts verwandelt sich in den gewissenhaften Forscher. „La Vénus d'Ille" (1837), „Colomba" (1840), „Carmen" (1845), sind die am Saum der inspektoralen Tätigkeit gepflückten Wunderblumen. Es folgt die dichterisch sterile Epoche des Historikers („Studien zur römischen Geschichte", „Dom Pedro"). Der gefeierte Freund der Kaiserin — er hatte die kleine Eugenie Teba auf den Knien geschaukelt, ihre französischen Aufgabenhefte durchgebessert —, der Senator, der Arrangeur des imperialen Buenretiro: letzte Phase,

die nur ein Aufflackern der lange unter der Asche „ernster“ Tätigkeit verhaltenen künstlerischen Flamme flüchtig erhellt.

Cousin hat ihn einen Edelmann genannt[1]). Er war ein Edelmann, und das Wort hat hier einen anschaulichen, einen historischen Begriff. Es besagt vieles zugleich: Franzose, Monarchist, und mehr noch: Chevalier d'antant. Mérimée war ein unzeitgemässer Aristokrat. Im Jahre 1865 schreitet er an der Seite Bismarcks drei Stunden lang die Terrasse von Biarritz auf und ab. Er war von Lord Palmerston, der dem inoffiziellen Diplomaten Napoleons lieber zu viel als zu wenig Gewicht beilegen mochte, schmeichelhaft ins Vertrauen gezogen worden, ein „Vertrauen“, das der spöttische Beobachter der Menschen nicht über Gebühr geschätzt hat. Immer wieder sehen wir ihn, der eine elegante Frau, ein kostbar gebundenes Buch, ein vortreffliches Menu weit interessanter befand als eine Sitzung des Senats, im Mittelpunkt der europäischen Politik, mindestens in ihrem

[1]) Filon, Mérimée et ses amis, Paris 1894.

Kernschatten. Aber man möchte ihn eher dem Fürsten von Ligne vergleichen als einem seiner politischen Zeit- und Tischgenossen, den Palmerston, Thiers, Guizot, jenem Fürsten von Ligne, der, wie er mit liebenswürdiger Selbstgefälligkeit erzählt, wohl drei Jahre seines Lebens im Reisewagen verbracht hat, und der am Ende einer glänzenden Existenz mit leiser Wehmut bekennt, dass er eigentlich enttäuscht sei. Er passt in die Salons der Damen d'Epinay und Geoffroy, neben die Diderot, d'Alembert, Galiani, und zwar nicht nur, weil sein souveräner und blasphemischer Geist ihm dort, nicht neben den Sandeau und Feuillet den Platz angewiesen hätte, sondern noch mehr deshalb, weil er, der unüberwindliche Skeptiker, der Hasser der Priester und Verächter der Demokratie und des Parlamentarismus, der unbefangene Monarchist und niemals von Höflingseitelkeit verblendete Hofmann, mit seinen ganzen Neigungen einem ancienne régime der Galanterie, der cours d'amour, des freigeistigen Epikuräismus angehörte, gleich fern säuerlichem Liberalismus wie

ranziger Reaktion. Er war galant und zurückhaltend, ironisch und blasiert, aufmerksam ohne Neugierde, kokett ohne Geckerei, besonnen ohne Dünkel, ergeben ohne die Spur von Servilismus. Er liebte die Behaglichkeit und setzte sich immer wieder den Strapazen der Reise aus, sein Blick war frei vom Schleier der Sentimentalität, und doch hat sein graziöser Frauendienst immer einen leichten Zug von Melancholie. 68 Jahre verbirgt er seine Liebe zu seinem Volk, seiner Heimat: das Nationalunglück lässt ihn bekennen[1]): „Ich habe mein Leben lang getrachtet, mich von Vorurteilen frei zu halten, Weltbürger eher zu sein als Franzose, aber alle diese philosophischen Hüllen taugen nichts. Ich blute heute aus den Wunden dieser dummen Franzosen, ich weine über ihre Demütigung, und wie undankbar und unsinnig sie auch sein mögen, immer liebe ich sie doch . . .“
Er ist sich treu geblieben. Kein Kompromiss hat ihn geknickt. Seine vielbewunderte Ruhe hatte er schon als Zwanzig-

[1]) An Frau von Beaulaincourt (am 13. September 1870).

jähriger. Frauenfreundschaften begleiten wie Girlanden sein Leben. Als ihn die Mutter verlässt — er war trotz allen Abenteurersüchten der typischen Reiseperiode ein heimat- und heimseliger, katzenumlagerter Kaminträumer —, steht er als rettungsloser alter Junggeselle da. Die „Inconnue", der der vierzigjährige „Unsterbliche" mitten in seinem offiziellen Nodier-Nekrolog, während sie in schmerzlichem Inkognito auf der Galerie lauscht, Kusshände zuwirft, das kleine kluge Mädchen mit den schönen Haaren, das seinen Ehrgeiz, Frau Prosper zu werden, mit der Gloriole der „ewigen Geliebten" hat büssen oder krönen müssen, war bestimmt, die eherne Maske des untadeligen „Engländers" zu lüften: ein beweglicheres Mienenspiel hat kaum je eine samtene bedeckt. Wenn Beyle vom Snobismus des ersten Kaiserreiches, den er grimmig wie an andern so vorzüglich an sich bekämpft, nie ganz freizusprechen ist, Balzacs raumgreifende Erobererpose nicht ohne innige Wehmut mit dem am Ziele Verröchelnden zu bewundern bleibt, Flauberts Leben der

Selbstverzehrung das typische Drama der grausigen Einsamkeit des Künstlers wie einen alles Menschliche verschlingenden Abgrund auftut, so ist Mérimées schön alternde Jünglingsgestalt das erzene Denkmal einer erlauchten Tradition: der romanischen Lebenskultur.

Zwei Selbstschilderungen des grossen Darstellers mögen hier folgen. Sie stammen aus weit auseinander liegenden Abschnitten dieses durch die beiden Napoleon historisch begrenzten Lebens (28. September 1803 bis 23. September 1871). Die eine findet sich, als selbstgefälliges Spiegelbild des verwöhnten Dandy unverkennbar, in der zu Unrecht manchmal als bezeichnend hervorgehobenen sehr schwachen Novelle „Le Vase étrusque" (1830). Es heisst dort (von dem konventionellen Helden Auguste Saint-Clair): „Er war in den Kreisen, die man die Welt nennt, nichts weniger als beliebt, und dies hauptsächlich deshalb, weil er nur denen zu gefallen strebte, die ihm selbst gefielen. Er suchte die einen auf und wich den an-

dern aus. Im übrigen war er zerstreut und teilnahmslos“ (was Mérimée im Grunde niemals war und auch sein Held nur — sich selbst vorspielt) . . . „Sein Herz war von Natur zärtlich und liebevoll; aber er hatte in einem Alter, dessen Eindrücke sich in einem ganzen Leben nicht verwinden lassen, durch übergrosse Empfindsamkeit sich den Spott seiner Gefährten zugezogen. Er war stolz gewesen, ehrgeizig; er hielt wie alle Kinder auf Ansehen. Nunmehr legte er es darauf an, alle Äusserungen einer von ihm als entehrend erachteten Schwäche zu verbergen[1]). Er erreichte sein Ziel. Aber sein Sieg kam ihm teuer zu stehen. Er vermochte es, den andern die Regungen seiner allzu zärtlichen Seele zu verhüllen, aber indem er sie in sich selbst verschloss, schuf er sich daraus nur hundertfach grausamere. In der Welt erlangte er den trau-

[1]) Die oft angeführte Anekdote, die Taine nach Sainte-Beuve von der angeblichen Ursache der „Umkehr“ im Kinde Prosper erzählt, sowie ihre kluge skeptische Beurteilung möge man in Augustin Filons ausgezeichnetem, geistreich fesselndem und gründlichem Buche „Mérimée et ses amis“ nachlesen (Paris, Hachette et Cie. 1894). Sie findet sich auch in Filons schöner Mérimée-Biographie (Paris, Hachette 1898).

rigen Ruf des Unbewegten, Sorglosen. Mit sich allein, bereitete ihm seine rastlose Einbildungskraft Qualen, die um so schrecklicher waren, als er sie niemals jemand hätte anvertrauen mögen . . . Er glaubte nicht an Freundschaft. Man befand ihn kalt und zurückhaltend gegenüber den andern jungen Leuten . . ."
Fast dreissig Jahre später (1858) schreibt der nach dem Tode seiner inniggeliebten Mutter (1852) immer mehr Vereinsamende, vom Asthma Geplagte an eine seiner mit ihm alternden Freundinnen, eine grosse Dame, die den unverbesserlichen Freigeist zur katholischen Religion zu „bekehren" ein ebenso liebenswürdiges wie vergebliches Bemühen an den Tag legte: „Ich bringe die Zeit mit seltsam langweiligen und nutzlosen Dingen hin, aber ... täte ich's nicht, würde ich überhaupt nichts tun. Als ich noch ein Ziel hatte, ja, da war das ganz anders. Ich hatte den Ehrgeiz, zu gefallen, und legte es darauf an. Jetzt könnte ich auf die herrlichsten Diamanten treten und würde mich nicht bücken, sie aufzuheben, da ich

nicht wüsste, wem sie anbieten.“ Und das Jahr darauf, aus Cannes, dem Refugium vor der verhassten, feindlichen kühlen Witterung: „Es ist nur zu gewiss, dass nicht jedermann die Gnade besitzt. Jedermann hat nicht die Fähigkeit, glücklich zu sein, und sicherlich ist der Glaube ein wichtiges Mittel dazu. Ich glaube nicht, dass ich ihn jemals besitzen werde . . . Es ist lange her, seit ich mich mehr und mehr den Menschen entfremdet fühle . .“ „. . Es gab eine Zeit, da konnte ich schäumen, rasen vor Verlangen, den Menschen ihren Dünkel zu benehmen. Heute bin ich sehr nachsichtig. Es lässt mich ganz kalt. Manchmal unterhält's mich sogar . .“ Und einmal spricht er der verehrten Freundin von den goldenen Tagen seiner Jugend. Er staunt über die schönen jungen Frauen von heute (1859), die sich nur mit Nichtigkeiten abgäben, sich und andre langweilten. „Kennen Sie eine Frau unter 35 Jahren, die Geist hat?“ fragt er, der zeitlebens den Geist der Frauen dem der Männer vorgezogen hat (Blaustrümpfe aber floh er wie E. T. A. Hoff-

mann. Auch George Sand hat's erfahren). Und er erzählt eine reizende Geschichte. Gestern hat er bei einem jungen Bekannten mit drei sehr hübschen Loretten soupiert, „Grössen der Halbwelt". Aber welche Enttäuschung! Die jungen Herren sprachen nur „ernste" Sachen und spielten die würdigen Ehemänner, die schönen Sünderinnen aber, auf das Albernste gekleidet, wollten um jeden Preis als Damen gelten. Ein trübseliger Abend. Ein einziges Mal war gelacht worden: als eines dieser traurigen lustigen Weiber mit dem Spitzenärmel eine Saucière umgestossen hatte —! Ah, das war ganz anders gewesen im Jahre 1830! „Die Welt ist krank."

Und so liebt er denn mehr als je die langen Abende, die er, im Schlafrock, lesend verbringt. Kein Menschenfeind, aber einer, der im Grunde nicht recht weiss, was er noch unter den Menschen soll. Wie Beyle, in den Erinnerungen eines „Egotisten", in stiller Verzweiflung dem unbegreiflichen Altwerden nachsinnt, so sagt Mérimée, und die tiefe Klage des unwiderbringlich gelebten

Lebens ist in den aufrichtigen Worten: „Ich glaube nicht, dass es jetzt drei Personen gibt, denen zu gefallen ich mich anstrengen würde.“ Und er ist auch durchaus nicht „verwöhnt durch die Empfindungen, die er andern einflösst“.

Sechzig Jahre ist die Freundin geworden. Er kann's nicht fassen. „Ja, um Gottes willen, wie alt bin ich dann? 120 sicherlich, wenn man's nach dem einzigen Mass misst, dem Empfinden.“ Der „grässliche“ Gedanke der entschwindenden Zeit kommt über ihn. War's doch erst gestern, dass er dieses, jenes Bild hat entstehen sehen, dem er nun wieder begegnet — nach Jahren, Jahren, vielen langen Jahren . . .

Am Vorabend der Napoleonidendämmerung erlebt der Greis in Fontainebleau das letzte Kapitel seines längst nur mehr in Worten galanten Lebens. H. Blaze de Bury hat vor kurzem die liebenswürdigen Briefe (1865—1860) des „Sekretärs“ an die „Präsidentin“ der von der Kaiserin gegründeten Cour d'amour herausgegeben. Dort steht das Wort: „Ich bin ein grosser Philosoph,

der fern von der Welt lebt und die Zeit erharrt, da er sie ganz verlässt."
„Entmutigt und traurig wie eine Nachtmütze" sitzt er, umhäuft von Büchern, aber aus seiner graziösen Feder gleiten noch immer die feinen, leise lächelnden Worte des Epikuräers, der, wie Blaze de Bury in seiner charmanten Einleitung sagt, zu jenen Geistern gehört, die in müssigen Stunden sich mit dem Schreiben abgeben und ganz nebenbei sozusagen Meisterwerke schaffen.

# MATEO FALCONE (1829)

WENN man sich von Porto-Veccchio nordwestwärts ins Innere der Insel wendet, steigt der Weg gleich ziemlich steil an, und nach dreistündiger Wanderung auf gewundenen Saumpfaden, die mächtige Felstrümmer verrammeln und manchmal Giessbäche durchschneiden, steht man am Rand einer weitläufigen „Macchia“ [1]. Die „Macchia“ ist die Heimat der korsischen Hirten und aller, die sich mit der Justiz verfeindet haben. Man muss wissen, dass der korsische Feldbauer, um die Mühe zu sparen, sein Land zu düngen, an eine Strecke Waldes Feuer legt: es kann nicht seine Sorge sein, wenn die Flamme weiter greift, als es für seinen Zweck nötig ist; mag was immer geschehen, ihm ist eine gute Ernte sicher, wenn er auf dem so von der Asche seiner Bäume befruchteten Boden die Aussaat vornimmt. Sind die Ähren gesammelt — das Stroh lässt man liegen; es zu raffen, wäre mühsam —, treiben die Wurzeln, die sich unversehrt im Grund erhalten

[1] Mérimée sagt „mâquis“. (A. d. Ü. Alle übrigen Noten sind von Mérimée.)

haben, im kommenden Frühling sehr dicke Sprossen, die in wenigen Jahren eine Höhe von 7 und 8 Fuss erreichen. Ein solches massiges Dickicht heisst Macchia. Verschiedene Arten von Bäumen und Sträuchern, durcheinander gemischt und verworren, wie sie eben wachsen, bilden es. Nur mit einem Beile vermöchte sich der Mensch hier einen Durchgang zu schaffen, und es gibt ihrer so dichte und buschige, dass selbst die wilden Schafe nicht hineindringen können.

Wenn du einen Menschen erschlagen hast, geh nur in die Macchia von Porto-Veccchio. Du wirst da unangefochten weilen, wenn du mit einer guten Büchse, Pulver und Blei versehen bist, nicht zu vergessen einen braunen Kapuzenmantel (Pilone), der als Decke und Matraze dient. Die Hirten werden dir Milch, Käse und Kastanien verabreichen, und du hast nichts von der Justiz, nichts von den Verwandten des Erschlagenen zu fürchten, ausser wenn du, um deinen Schiessvorrat zu erneuern, zur Stadt hinabsteigen musst.

Als ich im Jahre 18.. auf Korsika war,

stand ungefähr eine halbe Meile von diesem Gestrüpp das Haus Mateo Falcones. Es war ein nach den Begriffen des Landes reicher Mann; er lebte vornehm, das heisst, ohne die Hände zu rühren, von dem Ertrage seiner Herden, die von Schäfern, einer Art Nomaden, in den Bergen herum geweidet wurden. Als ich ihn, zwei Jahre nach dem Ereignis, das ich erzählen will, sah, schien er mir höchstens fünfzig Jahre alt zu sein. Stellt euch einen kleinen, aber kräftig gebauten Mann vor, mit krausem pechschwarzem Haar, einer Adlernase, schmalen Lippen, grossen lebhaften Augen und der Farbe von Lederstulpen. Man rühmte ihn als einen ausserordentlichen Schützen, was in einem Land, wo es deren so viele treffliche gibt, etwas besagen will. Niemals zum Beispiel hätte Mateo auf eine wilde Ziege mit Rehposten geschossen; auf 120 Schritte streckte er sie mit der Kugel, und zwar hatte sie die im Kopf oder im Blatt, je nach seinem Belieben. Mit der selben Sicherheit wie am Tage handhabte er seine Waffe bei Nacht. Man hat mir

folgendes als einen Beweis seiner Geschicklichkeit erzählt — wer nicht auf Korsika gewesen ist, dürfte die Sache unglaubwürdig finden —: man stellte auf achtzig Schritte eine angezündete Kerze hinter einen Papierschirm von der Grösse eines Tellers. Er legte an, man blies das Licht aus, und eine Minute später drückte er in völliger Dunkelheit ab: unter vier Malen traf er den Schirm sicherlich dreimal.
Infolge einer so jedes Mass übersteigenden Tüchtigkeit erfreute sich Mateo Falcone hohen Ansehens. Es hiess, dass er als Freund ebenso verlässlich wie als Feind gefährlich wäre. Übrigens lebte er, gefällig und freigebig, wie er sich erwies, mit jedermann im Bezirk in Frieden. Aber man erzählte, dass er in Corte, woher sein Weib stammte, sich einen als Liebhaber wie als Gegner nicht zu verachtenden Nebenbuhler aufs nachdrücklichste vom Halse geschafft hätte: wenigstens wollte man einen Flintenschuss, der diesen, als er eben vor einem kleinen Spiegel am Fenster sich rasierte, niedergestreckt hatte, keinem andern als Mateo zu-

geschrieben wissen. Als die Geschichte einigermassen in Vergessenheit geraten war, heiratete Falcone. Sein Weib Giuseppa hatte ihm erst zu seiner Wut drei Töchter geboren, dann endlich einen Sohn, den er Fortunato nannte: er war die Hoffnung der Familie, der Erbe des Namens. Die Töchter waren gut verheiratet: im Notfall durfte ihr Vater auf die Dolche und Stutzen seiner Schwiegersöhne zählen. Der Sohn war erst zehn Jahre alt, aber seine Anlagen schienen bereits vielversprechend.

Eines Tages im Herbste war Mateo mit seiner Frau zu früher Stunde vom Hause fortgegangen, eine seiner Herden zu besichtigen, die in einer Lichtung der Macchia weidete. Der kleine Fortunato hatte sie begleiten wollen, aber die Lichtung war zu weit entfernt; auch musste wohl jemand als Hüter des Hauses daheim bleiben; so hatte denn der Vater ihm die Bitte verweigert. Er hat es später zu bereuen gehabt.

Schon war Mateo einige Stunden draussen; der kleine Fortunato lag der Länge nach still an der Sonne, sah nach den blauen

Bergen und dachte daran, dass er am künftigen Sonntag in der Stadt beim Oheim „Korporal"[1]) zu Mittag essen sollte, als plötzlich der Knall einer Feuerwaffe seine Träume unterbrach.

Er stand auf und wandte sich nach der Seite der Ebene, woher der Lärm kam. Weitere Flintenschüsse folgten, in ungleichen Zwischenräumen und in immer grösserer Nähe. Endlich tauchte auf dem Saumpfade, der von der Ebene zum Hause Mateos führte, ein Mann auf, eine Zipfelmütze, wie sie die Bergbewohner tragen, auf dem Kopf, bärtig, in zerlumpter Gewandung. Mühsam, auf seine Flinte gestützt, schleppte er sich vorwärts. Ein Schuss hatte ihm den Schenkel verletzt. Der Mann war ein Bandit[2]),

---

[1]) Die Korporale waren früher die Anführer, die sich die korsische Landbevölkerung wählte, wenn sie sich gegen die Feudalherren empörte. Heute gibt man diesen Namen noch manchmal einem Mann, der durch seine Liegenschaften, seine Verbindungen, seinen Anhang Einfluss und gewissermassen eine tatsächliche Oberherrschaft über den Pieve, den Bezirk, ausübt. Die Korsen zerfallen nach altem Herkommen in fünf Kasten: die Edelleute, davon die einen Grossmächtige, die andern bloss Herrn heissen, die Korporale, die Bürger, die Gemeinen und die Fremden.

[2]) Das Wort ist hier gleichbedeutend mit „Geächteter".

der, als er sich nachts, um Pulver zu kaufen, nach der Stadt aufgemacht hatte, auf ein im Hinterhalt liegendes Streifkorps korsischer Jäger[1]) gestossen war.

Nach verzweifelter Gegenwehr war es ihm gelungen, zu entkommen, jedoch seine Verfolger erwiesen sich ihrerseits nicht säumig, und er hatte, von Felsen zu Felsen kletternd, auf sie schiessen müssen. Aber er besass nur einen geringen Vorsprung vor den Soldaten, und durch seine Verwundung sah er sich ausser Stand gesetzt, die Macchia zu erreichen, ehe sie ihn eingeholt haben konnten.

Er näherte sich Fortunato: „Du bist der Sohn von Mateo Falcone?"

„Ja."

„Ich bin Gianetto Sanpiero. Die Gelbkragen[2]) sind hinter mir. Verbirg mich. Ich kann nicht weiter."

„Und was wird der Vater dazu sagen,

---

[1]) Eine Truppe, die seit wenigen Jahren erst von der Verwaltung ausgehoben wird und neben der Gendarmerie Polizeidienste leistet.

[2]) Die Uniform des Freikorps bestand damals aus einem braunen Anzug mit gelbem Kragen.

wenn ich dich ohne seine Erlaubnis verstecke?"
„Er wird dich darum loben."
„Wer weiss?"
„Verbirg mich schnell. Sie kommen."
„Warte meinen Vater ab."
„Warten soll ich! Verdammt! In fünf Minuten sind sie da. Vorwärts, verbirg mich, oder es ist dein Tod!"
Mit der grössten Kaltblütigkeit entgegnete ihm Fortunato:
„Dein Gewehr ist abgeschossen, und in deiner Carchera[1]) sind keine Patronen mehr."
„Ich habe meinen Dolch."
„Aber wirst du auch so schnell laufen können wie ich?"
Und er brachte sich mit einem Satz in Sicherheit.
„Du bist nicht der Sohn des Mateo Falcone! Willst du mich also vor deinem Hause greifen lassen?"
Das Kind schien betroffen.
„Was gibst du mir, wenn ich dich verstecke?" sagte es, sich langsam nähernd.

[1]) Ledergurt, der als Patronen- und Brieftasche dient.

Der Bandit fuhr mit der Hand in eine Ledertasche, die ihm am Gürtel hing, und brachte daraus nach einigem Herumtasten ein Fünffrankenstück hervor, das er aufbewahrt haben mochte, dafür Pulver zu kaufen.
Beim Anblick der Silbermünze flog ein Lächeln über das Gesicht Fortunatos. Er griff danach und sagte zu Gianetto: „Fürchte nichts".
Alsbald auch wühlte er ein grosses Loch in einen neben dem Hause geschichteten Heuhaufen. Gianetto kroch hinein, und Fortunato bedeckte ihn wieder mit Heu, so zwar, dass er ihm etwas Luft zum Atemschöpfen liess, ohne dass man doch argwöhnen durfte, der Haufen möchte einen Menschen bergen. Von der erfinderischen Schlauheit der Wilden geleitet, tat er ein übriges. Er holte eine Katze samt ihrem Wurf herbei und brachte sie auf dem Haufen unter, was glauben lassen konnte, das Heu wäre kürzlich kaum berührt worden. Endlich, da er auf dem Pfad zunächst dem Hause Blutspuren bemerkte, deckte er sie sorgfältig mit Sandstaub, und nachdem er das vollbracht hatte,

streckte er sich ganz ruhig wieder in der Sonnenwärme aus.

Wenige Augenblicke später waren auch schon sechs Männer in der bekannten braunen Uniform mit gelbem Kragen, befehligt von einem Adjutanten, vor der Türe Mateos angelangt. Der Anführer war so etwas wie ein Verwandter Falcones (auf Korsika verfolgt man bekanntlich die Grade der Verwandtschaft viel weiter als anderswo). Er hiess Tiodoro Gamba. Als ein Mann bekannt, der sich kaum jemals Ruhe gönnte, war er bei den Geächteten, von denen er mehrere bereits aufgetrieben hatte, sattsam gefürchtet.

„Guten Tag, kleiner Vetter", sagte Gamba, indem er auf Fortunato zuschritt. „Gross bist du geworden!"

„O, ich bin noch lange nicht so gross wie Ihr, Vetter", antwortete der Knabe, der sich täppisch stellte.

„Das kommt schon noch. Aber sag', hast du nicht einen Mann vorbei kommen sehen?"

„Ob ich einen Mann habe vorbei kommen sehen?"

„Ja, einen Mann mit einer Zipfelmütze aus schwarzem Samt und einem mit Rot und Gelb gestickten Rock?“

„Einen Mann mit einer Zipfelmütze und einem mit Rot und Gelb gestickten Rock?“

„Ja, antworte rasch und wiederhole nicht immer meine Fragen.“

„In der Früh' ist der Herr Pfarrer hier vor unsrer Tür vorbei geritten auf seinem alten Piero. Er hat mich gefragt, wie es dem Vater ginge, und ich habe ihm gesagt ...“

„Ah, du willst mich foppen, kleiner Schlingel! Schnell, sag, mir, wohin sich Gianetto gewendet hat. Wir suchen ihn. Ich bin sicher, dass er diesen Weg eingeschlagen hat.“

„Wer weiss?“

„Wer weiss? Ich weiss, dass du ihn gesehen hast.“

„Sieht man denn die Leute, die vorübergehen, wenn man schläft?“

„Du hast nicht geschlafen, Taugenichts! Die Flintenschüsse hatten dich geweckt.“

„Ihr glaubt wohl, Vetter, dass Eure Flinten so laut sind? Der Stutzen meines Vaters ist immer noch lauter!“

„Der Teufel soll dich holen, verfluchter Galgenstrick! Ich bin ganz sicher, dass du den Gianetto gesehen hast. Du hast ihn vielleicht gar versteckt. Auf, Kameraden, ins Haus, und seht nach, ob unser Mann nicht darin ist. Er hatte nur mehr einen heilen Lauf, und der Bursche ist nicht so dumm, dass er die Macchia humpelnd hätte erreichen wollen. Übrigens hören ja die Blutspuren hier auf."

„Und was wird der Vater sagen?" fragte hohnlächelnd Fortunato; „was wird er sagen, wenn er erfährt, dass man ihm während seiner Abwesenheit ins Haus gedrungen ist?"

„Nichtsnutz", sagte Gamba und nahm ihn am Ohr, „weisst du nicht, dass es von mir allein abhängt, dich andre Saiten aufziehen zu lassen? Ich dächte, du wirst durch einige Hiebe mit der flachen Klinge noch zum Reden zu bringen sein!"

Fortunato aber verharrte bei seinem höhnischen Grinsen.

„Mein Vater heisst Mateo Falcone", sagte er grossartig.

„Weisst du wohl, kleiner Wicht, dass ich dich mit mir nach Corte oder nach Bastia nehmen kann? Im Loch, auf dem Stroh, Schellen an den Füssen, sollst du liegen, und den Kopf werde ich dir abschlagen lassen, wenn du nicht sagst, wo Gianetto Sanpiero ist."

Bei dieser ungeheuerlichen Drohung brach das Kind in ein Gelächter aus. Es wiederholte: „Mein Vater heisst Mateo Falcone."

„Adjutant", raunte Gamba einer der Jäger zu, „besser keine Händel mit Mateo!"

Das Wort mochte auf Gamba seinen Eindruck nicht verfehlt haben. Er besprach sich leise mit seinen Leuten, die bereits das ganze Haus durchsucht hatten. Es war keine langwierige Unternehmung gewesen, denn die Hütte eines Korsen weist nur ein einziges viereckiges Gemach auf. Die Einrichtung besteht aus einem Tisch, Bänken, Truhen und Jagd- und Hausgeräten.

Unterdessen spielte der kleine Fortunato mit seiner Katze und schien an seines Vetters und der Jäger Verwirrung boshaft sich zu weiden. Ein Soldat näherte sich dem

Heuhaufen. Er sah die Katze und stach mit dem Bajonett ins Heu, nachlässig und mit Achselzucken, als empfände er selbst die Ungereimtheit seines Versuches. Nichts rührte sich, und das Gesicht des Knaben wies nicht das leiseste Zeichen von Erregung.

Der Adjutant und seine Schar verwünschten ihr Beginnen; schon blickten sie allen Ernstes nach der Seite der Ebene, als wären sie bereit, dahin zurückzukehren, woher sie gekommen waren, als ihr Anführer, der sich davon überzeugt hatte, dass mit Drohungen bei dem Sohne Falcones nichts auszurichten war, einen letzten Versuch zu unternehmen und zu erproben beschloss, ob nicht durch Schmeicheleien und Geschenke etwas zu erreichen wäre.

„Kleiner Vetter", sagte er, „du hast es dick hinter den Ohren. Du wirst es noch weit bringen. Aber es ist ein schlechter Scherz, den du da mit mir treibst, und wenn ich nicht Bedenken trüge, meinem Vetter Mateo das anzutun, würde ich dich — hol' mich der Teufel! — mit mir nehmen."

„Bah!“
„Aber wenn mein Vetter heimkehrt, werde ich ihm die Geschichte erzählen, und er wird dich dafür, dass du dir die Mühe gegeben hast, mich anzulügen, windelweich prügeln.“
„Da möcht' ich doch . . !“
„Wirst es schon sehen . . . Aber schau . . . Sei ein guter Junge, und ich gebe dir etwas.“
„Ich, Vetter, ich gebe Euch nur den Rat: wenn Ihr noch lange zögert, wird der Gianetto in der Macchia sein, und dann werdet Ihr mehr als einen von Eurem Schlag brauchen, ihn herauszuholen.“
Der Adjutant zog seine Uhr aus der Tasche. Sie war aus Silber und ihre zehn Taler wert. Da er bemerkte, dass die Augen des Kleinen aufleuchteten, als er sie erblickte, liess er sie hoch hinabbaumeln an der stählernen Kette und sagte zu ihm:
„Gelt, Schlingel, so eine Uhr hättest du wohl gern um den Hals hängen? Da würdest du in den Strassen von Porto-Veccchio stolzieren und dich spreizen wie ein Pfau.

Und die Leute würden dich fragen: ,Wieviel Uhr ist es?' Und du würdest ihnen sagen: ,Da, was meine Uhr zeigt.'"
„Wenn ich gross bin, wird mir der Onkel Korporal eine geben."
„Ja, aber der Sohn deines Onkels hat schon eine ... Sie ist freilich nicht so schön wie die hier. Er ist auch jünger als du."
Das Kind seufzte.
„Na, kleiner Vetter, möchtest sie haben, die Uhr da, was?"
Fortunato, der nur aus dem Augenwinkel die Uhr zu betrachten wagte, glich einer Katze, der man ein ganzes Huhn hinhält. Sie spürt es, dass man bloss Scherz mit ihr treibt, sie getraut sich nicht, die Kralle darnach auszustrecken, und von Zeit zu Zeit wendet sie ihre Blicke ab, um nicht der Versuchung zu erliegen, aber immer wieder auch leckt sie sich die Lippen, und es ist, als sagte sie vorwurfsvoll zu ihrem Herrn: Wie du nur so grausam spassen magst!
Indessen, der Adjutant Gamba schien ihm allen Ernstes die Uhr anzubieten. Fortunato hielt seine Hand im Zaum, aber er sagte

mit bitterm Lächeln: „Warum wollt Ihr mich foppen?"[1])
„Bei Gott, ich will dich nicht foppen! Sag' mir nur, wo Gianetto ist, und die Uhr ist dein."
Um Fortunatos Mund zuckte ein ungläubiges Lächeln, und seine schwarzen Augen an die des Adjutanten heftend, versuchte er, darin zu lesen, ob er seinen Worten trauen könnte.
„Ich will meine Epauletten verlieren", rief der Adjutant, „wenn ich dir nicht unter der Bedingung die Uhr gebe! Die Kameraden sind Zeugen; ich kann mein Wort nicht mehr zurücknehmen."
So sprechend, liess er die Uhr immer näher hinab sinken, also dass sie fast die bleiche Wange des Kindes berührte. In den Zügen des Knaben spiegelte sich deutlich der Kampf, den ihm in der Seele das Verlangen mit der Achtung kämpfte, wie sie ihm vor der Gastfreundschaft eingeimpft worden war. Die nackte Brust hob sich gewaltsam, er schien dem Ersticken nahe. Die

[1]) Perchè me c . . . ?

Uhr schwankte, drehte sich an der Kette, rührte manchmal an seine Nasenspitze. Endlich, sehr langsam, hob sich die Rechte nach der Uhr: schon tasteten die Fingerspitzen an ihr; und nun lag sie ganz, schwer, in seiner Hand, ohne dass der Adjutant deshalb das Ende der Kette losliess. . . . Das Zifferblatt war von Lasur . . . das Gehäuse blank poliert . . . Es schien im Sonnenglanz aus lauter Feuer . . . Die Versuchung war zu stark.

Fortunato hob auch die linke Hand und zeigte mit dem Daumen über seine Schulter weg nach dem Heuhaufen, an dem er lehnte. Der Adjutant begriff ihn sofort. Er liess das Ende der Kette los; Fortunato fühlte sich Alleinbesitzer der Uhr. Behend wie ein Hirsch erhob er sich und floh zehn Schritte von dem Heuhaufen. Die Jäger machten sich sofort daran, ihn auseinanderzuwerfen.

Schon aber sah man das Heu sich bewewegen, und blutend, einen Dolch in der Hand, kam ein Mensch zum Vorschein. Er versuchte zwar, sich auf die Füsse zu stellen,

aber infolge seiner erhaltenen Wunde außer stande, sich aufrecht zu erhalten, fiel er um. Der Adjutant stürzte sich auf ihn und entriss ihm den Dolch. Alsbald auch ward der heftig sich Wehrende mit starken Banden gefesselt.

Als Gianetto so an der Erde lag, wie ein Bündel von Stricken umschnürt, wandte er den Kopf zu Fortunato, der inzwischen näher gekommen war. „Sohn eines . . .!" sagte er, und es lag mehr Verachtung darin als Zorn.

Das Kind, das empfunden haben mochte, dass es das Recht darauf verwirkt hätte, warf ihm das Silberstück hin, das es von ihm erhalten hatte. Aber der Bandit schien dem keine Beachtung zu schenken. Mit Gelassenheit wendete er sich an den Adjutanten. „Mein lieber Gamba", sagte er, „ich kann nicht laufen; Ihr werdet mich nach der Stadt tragen müssen."

„Noch eben bist du schneller als ein Reh gerannt", gab ihm der grausame Sieger zurück. „Aber sei ganz ruhig. Ich bin zu froh, dass wir dich haben. Ich könnte dich eine

Meile auf meinem Rücken tragen, ohne müde zu werden. Wir wollen dir übrigens gleich eine Trage zurecht machen, Freund, aus Zweigen und deinem Mantel. Und in der Meierei von Crespoli finden wir dann Pferde."
„Gut", sagte der Gefangene, „aber etwas Stroh könnt Ihr schon auf die Trage legen, dass ich es bequemer habe."
Während ein Teil der Jäger damit beschäftigt war, aus Zweigen eines Kastanienbaums eine Art von Bahre zu verfertigen, die andern, dem Gianetto die Wunde zu verbinden, tauchten mit einemmal an der Krümmung eines Pfades, der zur Macchia führte, Mateo Falcone und sein Weib auf. Das Weib kam schwer gebückt unter der mühsamen Last eines ungeheuren Sacks Kastanien; um so leichter schritt ihr Gatte nebenher, der nur eine Flinte in der Hand und eine zweite quer über Schulter und Brust trug, denn andre Bürde als seine Waffen zu tragen, ist eines Mannes unwürdig.
Beim Anblick der Soldaten war Mateos erster Gedanke, sie kämen, ihn zu verhaften. Aber warum der Einfall? Stand er etwa mit der

Justiz auf Kriegsfuss? Keineswegs. Er erfreute sich eines guten Rufes. Er war, wie man zu sagen pflegt, ein wohlbeleumundeter Bürger. Aber er war ein Korse und ein Bergbewohner, und es gibt unter den Korsen in den Bergen wenige, die, wenn sie ihr Gedächtnis genau prüfen, darin nicht irgend eine kleine Sünde finden dürften, weiter nicht der Rede wert, sei es nun ein Gewehr, das irgend einmal losgegangen, ein Dolch, der ausgerutscht wäre. Eher als ein andrer konnte sich Mateo eines reinen Gewissens rühmen: länger als zehn Jahre war es her, dass er seine Büchse auf einen Menschen angelegt hatte; aber Vorsicht war jedenfalls angezeigt, und er traf Anstalt, käme es darauf an, seinen Mann zu stellen.
„Weib", sprach er zu Guiseppa, „leg deinen Sack nieder und halte dich bereit." Sie gehorchte augenblicklich. Er gab ihr die Flinte, die ihm quer über dem Rücken hing, da sie ihm hinderlich sein konnte, spannte den Hahn der Büchse, die er in der Hand hielt, und näherte sich seinem Hause, langsam, knapp an den Bäumen, die

den Weg säumten, bereit, bei der geringsten feindlichen Bewegung sich hinter den dicksten Stamm hinzuwerfen und so gedeckt zu feuern. Sein Weib, das ihm auf den Fersen folgte, hielt die zweite Büchse und die Patrontasche: — eine gute Hausmutter hat, wenn es Kampf gilt, die Aufgabe, die Waffen ihres Mannes zu laden.

Dem Adjutanten seinerseits war es nicht sehr behaglich zumute, als er Mateo so herankommen sah, Schritt für Schritt, die Büchse schussfertig und den Finger am Abzug.

„Wenn es der Zufall gefügt hätte", dachte er, „dass Mateo mit Gianetto verwandt oder ihm befreundet wäre und ihn verteidigen wollte, dann sitzen zweien von uns die Pfropfen seiner beiden Flinten so sicher im Leibe, wie Amen das Gebet beschliesst[1]), und mir würde dabei die Verwandtschaft auch nicht viel nützen."

In dieser peinlichen Lage griff er zu einem mehr als kühnen Mittel. Er entschloss sich,

---

[1]) Im Original heisst es: „les bourres de ses deux fusils arriveraient à deux d'entre nous, aussi sûr qu'une lettre à la poste . . ." (A. d. Ü.)

Mateo allein entgegenzugehen und ihm das Ereignis zu erzählen. Er wollte ihn anreden, wie man einen alten Freund anspricht. Aber der kurze Zwischenraum, der ihn von Mateo trennte, erschien ihm fürchterlich lang.

„Holla, Kamerad!" rief er, „wie geht's, alter Freund? Ich bin es, Gamba, dein Vetter!"

Mateo war, ohne ein Wort zu erwidern, stehen geblieben, und langsam hob er, während jener sprach, die Büchse, also dass der Lauf gen Himmel gerichtet war im Augenblick, da der Adjutant ihn erreicht hatte.

„Guten Tag, Bruder!"[1]) sagte der Adjutant und hielt ihm die Hand hin. „Es ist lange her, dass ich dich nicht gesehen habe."

„Guten Tag, Bruder."

„Ich war gekommen, um dir und meiner Base Pepa im Vorbeigehen Guten Tag zu sagen. Wir haben heute einen tüchtigen Marsch hinter uns, aber wir dürfen uns über unsre Müdigkeit nicht beklagen, denn es ist uns ein prächtiger Fang geglückt.

1) „Buon giorno, fratello", der gewöhnliche Gruss der Korsen.

Wir haben eben den Gianetto Sanpiero festgenommen."
„Gott sei Dank!" rief Giuseppa. „Er hat uns erst in der vergangenen Woche eine Ziege gestohlen."
Das war Gamba angenehm zu hören.
„Armer Teufel", sagte Mateo. „Er ist hungrig gewesen."
„Der Kerl hat sich wie ein Löwe verteidigt", fuhr der Adjutant, etwas eingeschüchtert, fort. „Er hat mir einen meiner Jäger getötet, und nicht genug daran, hat er noch dem Korporal Chardon den Arm zerschmettert; freilich ist das kein grosses Unglück, es ist bloss ein Franzose ... Zum Schluss hatte er sich so gut versteckt, dass ihn der Teufel selbst nicht hätte entdecken können. Ohne meinen kleinen Vetter Fortunato hätte ich ihn niemals ausfindig gemacht."
„Fortunato!" rief Mateo.
„Fortunato!" wiederholte Giuseppa.
„Ja, der Gianetto hatte sich in diesem Heuhaufen da verkrochen; aber der kleine Vetter hat mir den Schlupfwinkel gezeigt. Ich

werde es auch seinem Onkel, dem Korporal, sagen, dass er ihm ein schönes Geschenk schickt für seine Bemühung. Und sein Name und der deinige werden in dem Bericht genannt sein, den ich dem Herrn Generaladvokaten einsenden werde."

„Verwünscht!" flüsterte Mateo.

Sie hatten die Abteilung erreicht. Gianetto war bereits auf der Trage untergebracht. Eben wollte man sie aufheben. Als er Mateo sah, der in Begleitung Gambas herankam, lächelte er mit einem seltsamen Ausdruck, dann wandte er sich gegen die Haustüre und spuckte auf die Schwelle. „Haus eines Verräters!" rief er.

Nur ein Mensch, der sich mit dem Tod abgefunden hatte, hätte es wagen dürfen, das Wort Verräter dem Falcone ins Gesicht auszusprechen. Ein Dolchstoss, der nicht erst ein zweites Mal hätte verabreicht werden müssen, wäre unverzüglich die Antwort auf den Schimpf gewesen. Aber Mateo machte nur eine Handbewegung nach der Stirne, wie ein Mensch, den etwas übermannt.

Fortunato war, als er seinen Vater kom-

men sah, ins Haus getreten. Er erschien bald wieder und bot mit niedergeschlagenen Augen dem Gianetto einen Napf voll Milch. „Weg von mir!“ schrie ihn der Geächtete mit Donnerstimme an. Dann, sich zu einem der Jäger wendend: „Gib mir zu trinken, Kamerad“.

Der Soldat hielt ihm seine Kürbisflasche hin, und der Bandit trank das Wasser aus der Hand eines Mannes, mit dem er noch eben Flintenschüsse gewechselt hatte. Darauf bat er, man möchte ihm die Hände kreuzweise über der Brust zusammenbinden, anstatt dass er sie auf dem Rücken gefesselt halten müsste. „Ich hab' es gerne“, sagte er, „wenn ich bequem liege“. Man beeilte sich, seinem Wunsche zu entsprechen, dann gab der Adjutant das Zeichen zum Aufbruch, verabschiedete sich von Mateo, ohne eine Antwort zu erhalten, und stieg mit beschleunigten Schritten zur Ebene hinab.

Fast zehn Minuten vergingen, ehe Mateo den Mund öffnete. Das Kind sah mit unruhigem Blick bald die Mutter, bald den Vater an, der, auf seine Büchse gestützt,

ihn mit Blicken voll wütenden Ingrimms betrachtete.

„Du fängst gut an!“ sagte endlich Mateo. Seine Stimme war ruhig, aber wer ihn kannte, den musste Schrecken ergreifen.

„Vater!“ schrie das Kind und kam, Tränen in den Augen, näher, wie um sich ihm zu Füssen zu werfen.

Aber Mateo rief: „Zurück von mir!“ Und das Kind blieb stehen und schluchzte. Unbeweglich hielt es einige Schritte vor seinem Vater.

Giuseppa näherte sich. Sie hatte die Uhrkette bemerkt, die aus dem Hemd Fortunatos hervorsah.

„Wer hat dir diese Uhr gegeben?“ fragte sie in strengem Ton.

„Mein Vetter, der Adjutant.“

Falcone ergriff die Uhr und schmetterte sie gegen einen Stein, dass sie in tausend Stücke zersplitterte.

„Weib“, sagte er, „ist das mein Kind?“

Giuseppas Wangen färbten sich ziegelrot.

„Was sagst du da, Mateo? Weisst du, mit wem du sprichst?“

„Das ist das erste Kind aus meinem Stamm, das einen Verrat begangen hat.“

Fortunatos Schluchzen ward immer heftiger. Falcone hielt seine Luchsaugen fest auf ihn geheftet. Endlich stiess er den Kolben seines Gewehrs auf den Boden, warf es dann über die Schulter und schlug wieder den Weg nach der Macchia ein, indem er dem Knaben zurief, ihm zu folgen. Das Kind gehorchte.

Giuseppa lief Mateo nach und ergriff ihn am Arm.

„Es ist dein Sohn“, sagte sie mit bebender Stimme und hängte sich mit ihren schwarzen Augen an die ihres Gatten, wie um darin zu lesen, was in seiner Seele vorginge.

„Lass mich!“ antwortete Mateo. „Ich bin sein Vater.“

Giuseppa umarmte ihren Sohn und ging weinend in die Hütte. Sie warf sich vor dem Bilde der Jungfrau auf die Knie nieder und betete inbrünstig.

Indessen ging Mateo etwas über zweihundert Schritte auf dem Fusspfade fort und machte

erst in einer kleinen Schlucht Halt. Er stieg hinab, prüfte den Boden mit dem Kolben und fand ihn weich und leicht umzugraben. Der Ort schien ihm für sein Vorhaben geeignet.

„Fortunato, geh zu dem grossen Stein dort."

Das Kind tat, wie ihm geheissen worden war, dann kniete es nieder.

„Sprich dein Gebet."

„Vater, Vater, tötet mich nicht!"

„Sprich dein Gebet!" wiederholte Mateo mit einer fürchterlichen Stimme.

Stammelnd und schluchzend sagte das Kind das Pater und das Credo her. Mit starker Stimme wiederholte der Vater jedesmal das Amen.

„Sind das alle Gebete, die du weisst?"

„Vater, ich weiss noch das Ave Maria und die Litanei, die mich die Tante gelehrt hat."

„Die ist sehr lang. Aber gut."

Das Kind beendete die Litanei mit verlöschender Stimme.

„Bist du zu Ende?"

„Gnade, Vater, verzeiht mir! Ich werde es

nie mehr tun! Ich werde den Vetter Korporal bitten, dass man den Gianetto begnadigt!"
Noch sprach er. Mateo hatte den Hahn gespannt, er legte die Büchse an die Wange.
„Gott verzeihe dir!" sagte er.
Das Kind machte einen verzweifelten Versuch, sich zu erheben und die Knie seines Vaters zu umklammern. Aber es kam nicht mehr dazu. Mateo drückte los, und Fortunato stürzte tot zusammen.
Ohne einen Blick auf den Leichnam zu werfen, schlug Mateo den Weg nach Hause ein. Er wollte einen Spaten holen, seinen Sohn einzuscharren.
Er hatte nur wenige Schritte zurückgelegt, als er auf Giuseppa stiess, die der Schuss aufgeschreckt hatte.
„Was hast du getan?" schrie sie.
„Gerechtigkeit."
„Wo ist er?"
„Im Hohlweg. Ich werde ihn begraben. Er ist als Christ gestorben. Ich werde ihm eine Messe lesen lassen. Mein Schwiegersohn Tiodoro Bianchi soll zu uns wohnen kommen."

# EIN GESICHT KARLS XI. (1829)

There are more things in heav'n and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.

Shakespeare, Hamlet.

MAN spöttelt über Gesichte und Erscheinungen: doch sind ihrer einige so wohl bezeugt, dass man sich, verweigerte man ihnen den Glauben, um gerecht zu sein, dazu entschliessen müsste, alle geschichtlichen Beweise in Bausch und Bogen zu verwerfen.

Ein Protokoll in aller Form, von vier glaubwürdigen Zeugen namentlich gefertigt, verbürgt die Wahrheit des Ereignisses, das ich erzählen will. Ich habe hinzuzufügen, dass die in jenem Protokoll enthaltene Vorhersagung bekannt war und oftmals angeführt wurde, lang ehe Ereignisse, die sich in unsern Tagen abgespielt haben, sie erfüllt zu haben scheinen.

Karl XI., der Vater des berühmten Karl XII., war ein Despot wie wenige von den Herrschern Schwedens, aber auch einer der weisesten unter ihnen. Er verkürzte die ungeheuerlichen Vorrechte des Adels, brach die Macht des Senats und gab Gesetze kraft

eigener Befugnis; kurz, er schuf die Verfassung des Landes, die vor ihm ein oligarchisches Gepräge getragen hatte, völlig um und zwang die Stände, ihm die unumschränkte Gewalt zu übertragen. Im übrigen war er ein aufgeklärter, tapferer Mann, der fest am lutherischen Bekenntnisse hielt, ein unbeugsamer, kalter, nüchterner Charakter, bar jeder Spur von Einbildungskraft.

Vor kurzem erst hatte er seine Gattin Ulrike Eleonore verloren. Obgleich, wie es heisst, seine Härte gegen die Fürstin ihr Ende beschleunigt hatte, zeigte er sich durch ihren Tod tiefer gerührt, als man es von einem so trocknen Herzen gewärtigt hätte. Er hatte sie geschätzt. Seit diesem Ereignisse ward er noch düsterer und verschlossener, als er es früher gewesen war, und widmete sich den Geschäften mit einem Eifer, der ein zwingendes Bedürfnis bekundete, peinlichen Gedanken auszuweichen.

Eines Abends im Herbste sass er in Hauskleid und Pantoffeln spät noch vor einem grossen Feuer in seinem Arbeitszimmer im Schlosse zu Stockholm. Bei sich hatte er

seinen Kämmerer, den Grafen Brahé, den er durch seine Huld auszeichnete, und den Arzt Baumgarten, der, nebenbei bemerkt, den Freigeist spielte und Zweifel an allem forderte, die Heilkunde ausgenommen. Karl hatte ihn an diesem Abende kommen lassen, ihn über irgend welche Unpässlichkeit zu Rat zu ziehen.
Es ging tief in die Nacht, und gegen seine Gewohnheit gab der König den beiden durch den Gute-Nacht-Gruss diesmal nicht zu verstehen, dass es Zeit wäre, sich zurückzuziehen. Gesenkten Hauptes unverwandt in die Flammen starrend, beharrte er in tiefem Schweigen. Seine Gesellschaft langweilte ihn, aber er fürchtete sich, ohne recht zu wissen, warum, allein zu bleiben. Der Graf Brahé, der wohl merkte, dass seine Anwesenheit nicht allzu genehm wäre, hatte bereits wiederholentlich seiner Besorgnis Ausdruck gegeben, ob Seine Majestät nicht das Bedürfnis zu ruhen fühlte: eine Handbewegung des Königs hatte ihn jedesmal auf seinem Sitze zurückgehalten. Seinerseits fing nun der Arzt an, von den Schäden

zu sprechen, die Nachtwachen der Gesundheit zufügten; aber Karl stiess durch die Zähne: „Bleibt, ich habe noch keine Lust, zu schlafen."
So versuchte man denn an verschiedenen Gegenständen, ein Gespräch in Gang zu bringen. Aber jedes erschöpfte sich bereits nach der zweiten oder dritten Wendung; es war ganz offenbar, dass sich Seine Majestät einer der an ihr nicht ungewöhnlichen düstern Stimmungen überliess, und unter solchen Umständen befindet sich ein Höfling in einigermassen heikler Lage.
Der Graf Brahé, der vermutete, dass die Traurigkeit des Königs in schmerzlichen Empfindungen ob des Verlustes seiner Gattin ihren Grund hätte, betrachtete eine Weile das Bild der Königin, das im Gemache hing, seufzte sodann tief und sprach: „Wie ähnlich doch das Bildnis ist! Ja, das ist dieser zugleich so majestätische und so sanfte Ausdruck!..."
Der König, der jedesmal, wenn man vor ihm den Namen der Fürstin nannte, einen Vorwurf zu vernehmen glaubte, antwortete

kurz: „Pah! Das Bild ist zu sehr geschmeichelt. Die Königin war hässlich.“ Dann, ärgerlich über sein hartes Wort, stand er auf und unternahm einen Rundgang durchs Zimmer, eine Erregung zu verbergen, die ihm die Schamröte ins Gesicht trieb. Er blieb am Fenster stehen, das auf den Hof ging. Die Nacht war finster, der Mond im ersten Viertel.

Die heutige Residenz der Könige von Schweden war damals noch nicht vollendet, und Karl XI., der den Bau begonnen hatte, bewohnte zurzeit das alte Schloss, das auf der Spitze des Ritterholms über dem Mälarsee steht. Es ist ein grosses in Hufeisenform angelegtes Gebäude. Das Arbeitszimmer des Königs befand sich an einem Ende, und fast gegenüber lag der grosse Saal, wo sich die Stände versammelten, wenn sie irgend eine Botschaft von der Krone entgegennahmen.

Die Fenster dieses Saales schienen in dem Augenblick hell erleuchtet. Dem König deuchte das seltsam. Anfangs nahm er an, die Fackel eines Lakaien wäre die Ursache

der starken Helle. Aber was hatte man um diese Stunde in einem Saale zu schaffen, der seit langer Zeit nicht geöffnet worden war? Auch war das Licht viel zu lebhaft, als dass es von einer einzigen Fackel herrühren konnte. Man hätte es einer Feuersbrunst zuschreiben mögen; aber es war kein Rauch zu sehen, die Fensterscheiben waren nicht zersprungen, kein Geräusch vernehmbar; alles liess auf eine Beleuchtung schliessen.

Karl betrachtete die Fenster eine Weile, ohne ein Wort zu reden. Inzwischen war der Graf Brahé, indem er die Hand nach einem Glockenstrang ausstreckte, im Begriffe, einem Pagen zu läuten, den er, die Ursache dieser sonderbaren Helligkeit zu erkunden, entsenden wollte.

Aber der König hinderte ihn daran. — „Ich will selbst in den Saal gehn", sagte er. Während er diese Worte aussprach, erbleichte er sichtlich, und sein Antlitz drückte eine Art von frommem Schrecken aus. Trotzdem verliess er das Gemach mit festen Schritten. Der Kämmerer und der Leibarzt folgten

ihm, jeder eine angezündete Kerze in der Hand.

Der Pförtner, dem die Hut der Schlüssel oblag, war bereits zu Bette. Baumgarten ging, ihn zu wecken, und befahl ihm im Namen des Königs, auf der Stelle die Türen zum Ständesaal zu öffnen. Gross war die Überraschung des Mannes ob dieses unerwarteten Gebotes; hastig warf er sich in die Kleider und erschien alsbald mit seinem Schlüsselbunde vor dem König. Zunächst öffnete er die Türe zu einem Hallengang, der dem Ständesaal als Vorzimmer oder Nebenraum diente. Der König trat ein. Aber wie erstaunte er, als er alle Wände schwarz ausgeschlagen sah.

„Wer hat den Auftrag erteilt", fragte er zornig, „diesen Saal so zu bespannen?" — „Sire", antwortete ganz bestürzt der Pförtner, „soviel ich weiss, niemand. Und als ich das letzte Mal die Halle kehren liess, war sie, wie immer, eichengetäfelt. Sicherlich rührt diese Wandbespannung nicht von Eurer Majestät Gerätebewahrer her." Und schon war der König, mit heftigen Schritten

ausschreitend, ins letzte Drittel des Ganges gelangt. Der Graf und der Pförtner hielten sich dicht hinter ihm. Der Leibarzt Baumgarten war etwas zurückgeblieben; er schwankte zwischen der Angst, allein gelassen zu werden, und der Scheu, sich den Folgen eines Abenteuers auszusetzen, das sich in sattsam sonderbarer Weise ankündigte.

„Gehn Sie nicht weiter, Sire!“ rief der Pförtner. „Bei meiner armen Seele, hier ist ein Hexenspuk im Spiel! Um diese Stunde... seit die Königin, Eure allergnädigste Gemahlin, tot ist... heisst es, sie wandle in dieser Gallerie... Gott soll uns bewahren!“

„Halten Sie ein, Sire“, rief seinerseits der Graf. „Hört Ihr nicht den Lärm, der aus dem Saale der Stände dringt? Wer weiss, welchen Gefahren Eure Majestät sich aussetzen!“

„Sire“, sagte Baumgarten, dem ein Windstoss die Kerze ausgeblasen hatte, „gestatten Sie zumindest, dass ich einige zwanzig Mann von der Leibwache hole.“

„Treten wir ein“, sagte der König mit fester

Stimme. Er hielt vor der Pforte des grossen Saales. „Und du, Schliesser, öffne schnell diese Türe.“
Er stiess mit dem Fuss daran, und wie ein Kanonenschuss dröhnte, von den Wölbungen widerhallend, der Krach durch die Galerie. Der Pförtner zitterte derart, dass der Schlüssel ans Schloss schlug, ohne dass er ihn in die Öffnung hineinzubringen imstande war.
„Ein alter Soldat, der zittert!“ sagte Karl und zuckte die Achseln. „Wohlan, Graf, öffnet uns diese Pforte!“
„Sire“, der Graf wich einen Schritt zurück, „mögen mir Eure Majestät befehlen, der Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone mich entgegenzustellen, ich würde, ohne zu zaudern, gehorchen, aber Ihr heisset mich, die Hölle selbst herausfordern.“
Der König entriss den Händen des Pförtners den Schlüssel. „Ich sehe wohl“, sagte er verächtlich, „dass mich das allein angeht“; und ehe ihn noch seine Begleiter daran zu hindern vermochten, hatte er die schwere Eichenpforte geöffnet und war mit

den Worten: „Mit Gottes Hilfe“ in den grossen Saal getreten.

Seine drei Genossen, von der Neugierde getrieben, die sich stärker erwies als ihre Angst, vielleicht auch aus Scham, ihren König im Stich zu lassen, traten mit ihm ein.

Der grosse Saal war von unzähligen Flammen erleuchtet. Eine schwarze Bespannung hüllte an Stelle der alten Figurentapete die Wände. Sie entlang reihten sich in ihrer gewohnten Anordnung deutsche, dänische und russische Fahnen, die Siegestrophäen von Gustav Adolfs Heer. Man unterschied inmitten schwedische Banner, die Trauerflöre bedeckten.

Eine unermessliche Versammlung füllte die Bänke. Da sassen, jeder nach seinem Rang, die vier Stände[1]. Alle waren in Schwarz gekleidet, und diese vielen menschlichen Gesichter, die sich leuchtend vom schwarzen Grund abzuheben schienen, blendeten die Augen dermassen, dass keiner der vier Zeugen dieses ausserordentlichen Auftritts

[1] Der Adel, die Geistlichkeit, die Bürger und die Bauern.

in der Menge ein bekanntes Antlitz aufzufinden vermochte. Also sieht auch ein Schauspieler, der einer zahlreichen Zuhörerschaft gegenübersteht, nur eine verworrene Masse, darin seine Blicke kein einzelnes Wesen unterscheiden können.
Auf dem erhöhten Throne, von wo der König die Versammlung anzusprechen pflegte, sahen sie einen blutigen Leichnam, angetan mit den äussern Zeichen der königlichen Würde. Zu seiner Rechten stand ein Kind und hielt, die Krone auf dem Haupte, den Szepter in der Hand; zur Linken stützte sich ein bejahrter Mann, vielmehr ein andres Gespenst auf den Thron. Es war mit dem feierlichen Mantel bekleidet, den früher die Verweser Schwedens trugen, ehe Wasa es zum Königreich umgeschaffen hatte.
Dem Throne gegenüber sassen vor einem Tische, darauf man grosse Folianten und einige Pergamentrollen sah, mehrere Personen von strenger und hoheitsvoller Haltung. Sie waren in lange schwarze Gewänder gehüllt und schienen Richter zu

sein. Zwischen dem Throne und den Bänken der Versammlung stand ein schwarz verhängter Richtblock, und ein Beil lag daneben.

Niemand in dieser übermenschlichen Versammlung schien die Anwesenheit Karls und seiner drei Begleiter zu bemerken. Als sie eintraten, vernahmen sie zunächst nur ein verworrenes Stimmengeraune, daraus das Ohr keine verlautenden Worte entnehmen konnte.

Dann erhob sich der älteste der schwarz gekleideten Richter, der das Amt des Vorsitzenden auszuüben den Anschein hatte, und schlug dreimal mit der Hand auf einen Folioband, der geöffnet vor ihm lag. Augenblicklich ward ein tiefes Schweigen. Einige junge Leute von gutem Aussehen, reich gekleidet, die Hände auf dem Rücken gefesselt, traten in den Saal, durch eine Türe, der gegenüber, die Karl eröffnet hatte. Sie schritten erhobenen Hauptes vorwärts. Ihr Blick drückte Entschlossenheit aus. Hinter ihnen ging ein Mann von kräftiger Gestalt, bekleidet mit einem Wams aus braunem

Leder; er hielt die Enden der Stricke, die ihre Hände umwanden. Der an der Spitze der andern, offenbar der bedeutendste der Gefangenen, blieb in der Mitte des Saales vor dem Richtblock stehen, den er mit einer Miene voll der grossartigsten Verachtung betrachtete. In diesem Augenblick schien der Leichnam in krampfhaften Zuckungen zu erbeben, und frisches purpurrotes Blut rann aus seiner Wunde. Der junge Mann kniete nieder, hielt das Haupt hin; das Beil blitzte in der Luft und fiel allsogleich mit dumpfem Schlag herab. Ein Blutstrahl spritzte auf die Bühne des Thrones und mischte sich mit dem Blute des Leichnams; der Kopf aber rollte, mehrmals von dem sich rötenden Pflaster aufschnellend, vor Karls Füsse, die er mit Blut besudelte.
Bis dahin hatte den König das Staunen stumm bleiben lassen; aber bei diesem schauderhaften Anblick „löste sich seine Zunge“. Er machte einige Schritte zur Bühne, und indem er sich an die Gestalt im Mantel des Verwesers wandte, sprach er kühnlich die wohlbekannte Formel aus:

„Wenn du von Gott bist, rede; wenn aber von jenem andern, dann lass uns in Frieden“. Langsam und in feierlichem Tone antwortete ihm das Gespenst: „König Karl, dieses Blut wird nicht unter deiner Herrschaft fliessen ... (hier ward die Stimme weniger deutlich), sondern fünf Herrscherfristen später. Unheil, Unheil, Unheil dem Blute Wasas!“

Da begannen die Umrisse der zahlreichen Personen dieser erstaunlichen Versammlung minder unterscheidbar zu werden, schon schienen sie bloss farbige Schatten, bald schwanden sie gänzlich; die fabelhaften Flammen erloschen, und die Lichter Karls und seiner Gefolgschaft beleuchteten nichts als die alten Wandgewebe, die ein leiser Hauch bewegte. Noch hörte man eine Weile ein ganz wundersames Getön, das einer der Zeugen dem Rauschen des Windes in den Blättern verglich, ein andrer dem Laut von Harfensaiten, wenn sie beim Stimmen des Instruments springen. Alle waren über die Dauer der Erscheinung einig. Sie schätzten sie auf etwa zehn Minuten.

Die schwarzen Behänge, der abgeschlagene

Kopf, die Blutströme, die den Fussboden färbten, alles war mit den Gespenstern verschwunden; nur Karls Pantoffel hatte einen roten Fleck behalten, der allein genügt hätte, ihm die Szenen dieser Nacht ins Gedächtnis zurück zu rufen, wenn sie darin nicht allzu gut sich eingegraben hätten.

In sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, liess der König den Bericht über das, was er gesehen hatte, niederschreiben, ihn von seinen Begleitern unterzeichnen und unterzeichnete ihn selbst. Was für Vorsichtsmassregeln man auch beobachtete, den Inhalt dieses Aktenstückes der Öffentlichkeit zu verbergen, es war nicht zu verhindern, dass er bald bekannt wurde, sogar schon zu Lebzeiten Karls XI. selbst; noch liegt es vor, und bis zum heutigen Tage hat niemand Zweifel an seiner Richtigkeit zu erheben gewagt.

Der Schluss der Schrift ist bemerkenswert. Der König sagt da: „Und wenn das, was ich hier niedergelegt habe, nicht die lautre Wahrheit ist, so verzichte ich auf jede Hoffnung eines bessern Lebens,

das ich etwa durch einige gute Werke, vorzüglich aber durch meinen Eifer möchte verdient haben, am Glück meiner Untertanen zu schaffen und die Gerechtsame des Glaubens meiner Vorväter zu erhalten."

Wenn man sich nunmehr des Todes Gustavs III. und des Gerichtes über Ankarstroem, seinen Mörder, erinnert, wird man mehr als ein Merkmal des Zusammenhanges zwischen diesem Ereignis und den Umständen jener einzigartigen Vorhersagung sich bestätigen.

Der junge Mann, der angesichts der Stände enthauptet wurde, hätte Ankarstroem vorzustellen gehabt.

Der gekrönte Leichnam wäre Gustav III. gewesen.

Das Kind sein Sohn und Nachfolger, Gustav Adolf IV.

Der Greis endlich wäre der Herzog von Södermanland, Gustavs IV. Oheim, der, anfangs Regent des Königreichs, später, nach der Abdankung seines Neffen, König wurde.

# DIE EINNAHME DER SCHANZE
(1829)

EINER meiner Freunde — er war Soldat und ist vor einigen Jahren in Griechenland am Fieber gestorben — hat mir eines Tages die Geschichte des ersten Treffens erzählt, das er mitgemacht hatte. Sein Bericht hatte derartig auf mich gewirkt, dass ich ihn, bei der nächsten Gelegenheit, die sich mir bot, aus dem Gedächtnis niedergeschrieben habe.

Hier ist er:

Ich traf bei meinem Regiment am Abend des 4. September ein. Ich fand den Oberst im Feldlager. Er empfing mich anfangs recht barsch; aber nachdem er das Empfehlungsschreiben des Generals B. gelesen hatte, änderte er sein Benehmen und richtete einige verbindliche Worte an mich.

Ich ward von ihm meinem Hauptmann vorgestellt, der eben vom Kundschaften zurückgekehrt war. Dieser Hauptmann, den ich kaum Zeit gehabt habe, kennen zu lernen, war ein grosser Mann von brauner Hautfarbe und mit harten, abstossenden Gesichtszügen. Er war einfacher Soldat gewesen und hatte seine Epauletten und sein

Kreuz auf dem Schlachtfeld erworben. Seltsam war der Gegensatz seiner heisern und schwachen Stimme zu der geradezu hünenhaften Erscheinung. Man erzählte mir, dass er diese sonderbare Stimme einer Kugel dankte, die ihn in der Schlacht bei Jena durchbohrt hatte.
Als er erfuhr, dass ich aus der Schule von Fontainebleau käme, schnitt er eine Grimasse und sagte: „Gestern ist mein Leutnant gefallen ..." Ich begriff den Sinn dieser Bemerkung: „Du sollst seine Stelle einnehmen, scheinst mir aber ein sehr zweifelhafter Ersatz." Ein scharfes Wort lag mir auf der Zunge, aber ich bezwang mich.
Hinter der Schanze von Cheverino, die zwei Kanonenschüsse von unserm Lager entfernt war, stieg der Mond empor. Er war breit und rot wie immer beim Aufgehen. Aber an diesem Abend schien er mir ungewöhnlich gross. Eine Weile hob sich die Schanze schwarz von der leuchtenden Scheibe ab. Sie ähnelte dem Kegel eines Vulkans im Augenblick des Ausbruchs.
Ein alter Soldat, in dessen Nähe ich mich

befand, bemerkte die Farbe des Mondes. „Er ist sehr rot“, sagte er, „das bedeutet, dass die Teufelsschanze nicht umsonst zu haben sein wird.“ Ich war immer abergläubisch gewesen, und das Vorzeichen, zumal in dem Augenblick, verfehlte bei mir nicht seine Wirkung. Ich legte mich nieder, konnte aber nicht einschlafen. Ich erhob mich und ging einige Zeit auf und ab, die Linie der unzähligen Wachtfeuer betrachtend, die sich die Höhen über dem Dorf Cheverino entlang hinzogen.

Als ich mein Blut durch die frische beizende Nachtluft genügend erfrischt glaubte, kehrte ich ans Feuer zurück; ich wickelte mich sorgfältig in meinen Mantel und schloss die Augen, in der Hoffnung, sie nicht vor dem Morgen öffnen zu müssen. Aber der Schlaf mied mich. Unmerklich nahmen meine Gedanken eine düstre Färbung an. Ich sagte mir, dass ich nicht einen Freund unter den hunderttausend Menschen besässe, die diese Ebene bedeckten. Würde ich verwundet, käme ich in ein Spital, würde ohne Sorgfalt von unwissenden Ärzten be-

handelt werden. Alles, was ich von chirurgischen Eingriffen gehört hatte, kam mir ins Gedächtnis. Mein Herz schlug heftig, und mechanisch richtete ich wie eine Art von Brustwehr mein Taschentuch und die Brieftasche, die ich bei mir trug. Die Müdigkeit übermannte mich, immer wieder schwand mir das Bewusstsein, und immer wieder und immer gewaltsamer bedrängte mich ein unheildrohender Gedanke und machte mich jäh auffahren.

Doch die Müdigkeit gewann die Oberhand, und die Trommel rief mich aus tiefstem Schlaf. Wir traten ins Glied, die Namen wurden verlesen, dann stellte man die Gewehre wieder aneinander, und alles deutete darauf, dass wir einen ruhigen Tag zu gewärtigen hätten.

Gegen drei Uhr erschien ein Adjutant. Er brachte einen Befehl. Wir mussten die Gewehre wieder aufnehmen. Unsre Schwarmlinien verbreiteten sich in der Ebene; langsam folgten wir, und 20 Minuten später sahen wir, wie die Russen ihre sämtlichen Vorposten einzogen und die Schanze sie aufnahm.

Eine Batterie stellte sich uns zur Rechten auf, eine andre zu unsrer Linken, beide aber ziemlich weit vorn. Sie eröffneten ein lebhaftes Feuer auf den Feind, der kräftig antwortete, und bald verschwand die Schanze von Cheverino unter dichten Rauchwolken.

Unser Regiment war durch einen Erdwall fast gänzlich dem Feuer der Russen entzogen. Ihre Kugeln — uns im übrigen seltener zugedacht; sie schossen lieber auf unsre Kanoniere — flogen über unsern Köpfen hin, höchstens dass sie uns, einschlagend, mit aufgewühlter Erde und Steinchen bewarfen.

Als wir den Befehl zum Vorrücken erhalten hatten, betrachtete mich mein Hauptmann mit einer Aufmerksamkeit, die mich bewog, eine möglichst unbekümmerte Miene aufzusetzen; ich fuhr zwei- oder dreimal mit der Hand über meinen schüchternen Schnurrbart. Ich verspürte auch wirklich gar keine Angst, die einzige Furcht, die ich empfand, war die, dass man mich für furchtsam halten möchte. Diese Kugeln, die einem nichts

zu Leid taten, trugen dazu bei, mich in meiner heroischen Ruhe zu befestigen. Meine Eigenliebe sagte mir, dass ich einer wirklichen Gefahr entgegenginge, da ich nun einmal im Feuer einer Batterie stände. Ich war entzückt über meine Unbefangenheit und stellte mir das Vergnügen vor, die Einnahme der Schanze von Cheverino im Salon der Frau von B., rue de Provence, zu erzählen. Der Oberst kam an unsrer Kompagnie vorbei. Er sprach mich an. „Na, Sie werden gleich zum erstenmal Ihre Wunder erleben.“ Ich lächelte mit einer martialischen Miene und wischte über den Ärmel meines Rockes; eine Kugel hatte 30 Schritt von mir eingeschlagen und ihn mit etwas Staub beworfen.

Die Russen mochten sich von dem schlechten Erfolg ihrer Kugeln überzeugt haben: sie schossen nun mit Granaten, die uns in der Vertiefung, darin wir aufgestellt waren, leichter erreichen konnten. Ein tüchtiger Splitter riss mir den Tschako vom Kopf und tötete neben mir einen Mann.

„Alle Achtung“, sagte der Hauptmann, als

ich meinen Tschako aufgehoben hatte, „für heute sind Sie erledigt.“ Ich kannte diesen Aberglauben des Soldaten, der den Grundsatz „non bis in idem“ auf dem Schlachtfeld nicht minder als vor Gericht bestätigt wissen will. Ich setzte meinen Tschako stolz wieder auf. „Das heisst einen ohne Umschweife zum Gruss nötigen“, sagte ich so heiter, wie ich nur vermochte. Dieser schlechte Witz machte sich unter den obwaltenden Umständen vorzüglich. „Ich beglückwünsche Sie“, sagte der Hauptmann. „Es wird nichts mehr auf Sie kommen, und Sie werden heute abend noch eine Kompagnie kommandieren. Denn ich fühle es, dass die Sache mich angeht. So oft ich verwundet wurde, hat der Offizier neben mir eine kraftlose Kugel erhalten, und“ — fügte er mit leiser Stimme, fast schüchtern hinzu — „ihre Namen fingen immer mit einem P. an.“

Ich spielte den Freigeist; die meisten hätten es ebenso gemacht; gleich mir hätten sich auch die meisten dem Eindruck dieser prophetischen Worte nicht zu entziehen vermocht. Neuling im Handwerk, der ich war,

fühlte ich wohl, dass ich meine Empfindungen niemand anvertrauen konnte, dass ich im Gegenteil immer eine kalte unerschrockene Haltung zu bewahren hatte.
Nach einer halben Stunde verminderte sich das Feuer der Russen merklich; wir verliessen nunmehr unsre Deckung und setzten uns gegen die Schanze zu in Bewegung.
Unser Regiment bestand aus drei Bataillonen. Das zweite erhielt den Befehl, durch eine Schwenkung den Ausgang der Schanze zu gewinnen. Die beiden andern sollten den Frontangriff unternehmen. Ich stand beim dritten Bataillon.
Als wir die natürliche Schulterwehr, die uns geschirmt hatte, verliessen, wurden wir von mehreren Musketensalven empfangen, die aber in unsern Reihen nur geringen Schaden anrichteten. Das Pfeifen der Kugeln war mir eine Überraschung; oft wandte ich den Kopf und musste mir von den mit diesem Geräusch besser vertrauten Gefährten manche scherzhafte Bemerkung gefallen lassen. „Alles in allem“, sagte ich mir, „ist eine Schlacht keine gar so fürchterliche Sache.“

Wir rückten im Laufschritt vor, die Plänkler voran; plötzlich stiessen die Russen drei Hurrahrufe aus, drei kurze deutliche Hurrahrufe, dann verharrten sie schweigend, ohne zu schiessen. „Ich liebe diese Stille nicht", sagte mein Hauptmann, „das bedeutet nichts Gutes für uns." Ich fand, dass unsre Leute etwas zu lärmend waren, und konnte nicht umhin, bei mir eine Vergleichung anzustellen zwischen ihrem geräuschvollen Geschrei und dem achtungeinflössenden Schweigen des Feindes.
Wir gelangten äusserst rasch an den Fuss der Schanze. Die Palissaden waren zerschmettert und die Erde von unsern Kugeln aufgewühlt. Die Soldaten stürzten sich auf diese frischen Trümmer mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" Es klang stärker, als man es von Leuten erwartet hätte, die schon so viel geschrien hatten.
Ich blickte auf, und niemals werde ich das Schauspiel vergessen, das sich mir bot. Der Dampf hatte sich zum grössten Teil erhoben und hing schwebend wie ein Baldachin zwanzig Schritte über der Schanze.

Durch einen bläulichen Nebel sah man hinter ihrer zur Hälfte zerstörten Brustwehr die russischen Grenadiere, das Gewehr hoch genommen, unbeweglich gleich Bildsäulen. Noch meine ich, jeden Soldaten zu sehen, wie sie da standen, das linke Auge auf uns geheftet, das rechte von der erhobenen Waffe verdeckt. In einer Scharte, nur wenige Schritte von uns entfernt, hielt ein Mann die Lunte an einer Kanone.

Ich schauderte, ich glaubte meine letzte Stunde gekommen. „Nun geht der Tanz an", rief mein Hauptmann. „Gute Nacht!" Das waren die letzten Worte, die ich von ihm vernommen habe.

Ein Trommelwirbel rollte durch die Schanze. Ich sah, wie sich alle Flintenläufe senkten. Ich schloss die Augen und vernahm ein fürchterliches Krachen, dem Geschrei und Stöhnen folgten. Ich öffnete die Augen, überrascht, mich noch am Leben zu finden. Wieder war die Schanze von Dampf eingehüllt. Ich war umgeben von Verwundeten und Toten. Mein Hauptmann lag zu meinen Füssen; sein Schädel war von einer Kugel

zermalmt worden und ich mit seinem Hirn und Blut bedeckt. Von meiner ganzen Kompagnie waren ausser mir nicht mehr als sechs Mann aufrecht geblieben.

Auf dieses Blutbad folgte ein Augenblick des starren Entsetzens. Der Oberst stülpte seinen Hut auf die Spitze seines Degens und erklomm als erster mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ die Brustwehr. Alsogleich waren ihm alle Überlebenden gefolgt. Von dem, was nun geschah, habe ich kaum eine deutliche Erinnerung. Wir gelangten in das Innere der Schanze — wie, weiss ich nicht. Man kämpfte Leib an Leib inmitten eines so dicken Rauches, dass man einander gar nicht sah. Ich glaube, ich habe zugeschlagen, denn mein Säbel erwies sich später als blutbedeckt.

Endlich hörte ich Siegesrufe, und als sich der Dampf verzog, erblickte ich Blut und Leichen in solcher Masse, dass sie den Boden der Schanze ganz zudeckten. Die Kanonen zumal waren unter Haufen von Körpern begraben. Ungefähr zweihundert Mann in französischer Uniform standen ohne

Ordnung durcheinander; die einen luden ihre Gewehre, andre wischten ihre Bajonette ab.
Auf einem zerbrochenen russischen Munitionswagen in der Nähe des Durchlasses lag, über und über blutend, der Oberst ausgestreckt. Einige Soldaten machten sich um ihn zu schaffen. Ich näherte mich ihm. „Wo ist der rangälteste Hauptmann?“ fragte er einen Sergeanten. Der Sergeant zuckte in einer sehr ausdrucksamen Weise die Achsel. „Und der älteste Leutnant?“ — „Da, der Herr hier, der gestern eingetroffen ist“, sagte in völlig ruhigem Tone der Sergeant. Der Oberst lächelte bitter. „Wohlan, mein Herr“, wandte er sich an mich, „Sie übernehmen den Befehl; lassen Sie sofort den Ausgang der Schanze mit diesen Wagen verrammeln, denn der Feind ist in der Überzahl; aber der General C... wird Sie schon halten.“
— „Oberst“, sagte ich, „Sie sind schwer verwundet?“ — „Hol's der Teufel, Freund; aber wir haben auch die Schanze!“

# TAMANGO (1829)

DER Kapitän Ledoux war ein tüchtiger Seemann. Er hatte als einfacher Matrose begonnen und es bis zum Untersteuermann gebracht. In der Schlacht bei Trafalgar war ihm die linke Hand von einem Holzsplitter zerschmettert worden; sie musste ihm abgenommen werden, und er wurde hernach mit guten Zeugnissen verabschiedet. Die Musse behagte ihm wenig, und da sich ihm Gelegenheit bot, sich wieder einzuschiffen, diente er als Obersteuermann auf einem Kaper. Einige gute Prisen setzten ihn in den Stand, Bücher anzuschaffen und sich mit der Theorie der Schiffahrt, deren Praxis er bereits vollkommen inne hatte, vertraut zu machen. Mit der Zeit schwang er sich zum Kapitän eines Luggerkapers auf, der drei Kanonen und 60 Mann an Bord führte; die Küstenfahrer von Jersey haben seine Taten heute noch nicht vergessen. Der Friedensschluss war ihm ein schwerer Schlag; er hatte während des Krieges ein kleines Vermögen zusammengerafft, das er auf Kosten der Engländer zu vermehren hoffte. Nun sah er sich

genötigt, seine Dienste friedlichen Kauffarteifahrern anzubieten; und da er als ein entschlossener und erfahrener Mann bekannt war, mochte man ihm leichtlich ein Schiff anvertrauen. Als der Negerhandel verboten ward und es zu seiner Ausübung nicht nur darauf ankam, die Wachsamkeit der französischen Hafenaufseher zu täuschen, was nicht allzu schwierig war, sondern auch, und das war das grösste Wagnis, den englischen Kreuzern zu entgehen, wurde der Kapitän Ledoux für die Ebenholzhändler (wie sich die Sklavenhändler selbst zu nennen pflegen) ein unschätzbarer Mann.
Sehr im Gegensatze zur Mehrzahl der Seeleute, die wie er die längste Zeit im stumpfenden Einerlei untergeordneter Verwendungen zugebracht haben, hegte er keineswegs den tiefen Abscheu vor jeder Neuerung, war durchaus nicht jenem Geist der Werkelei verfallen, den sie nur allzuoft in die höheren Grade mitschleppen. Kapitän Ledoux war im Gegenteil der erste gewesen, der seinem Reeder die Anwendung der eisernen Behälter empfohlen hatte, die be-

stimmt sind, Wasser aufzunehmen und es in frischem Zustand zu erhalten. Die Handschellen und Ketten, wie sie die Negerfahrzeuge im Vorrat führen, waren auf seinem Schiff nach einem neuen System angefertigt und sorgfältig mit Lack gegen den Rost geschützt. Aber was ihm unter den Sklavenhändlern das grösste Ansehen verschaffte, war der nach seinen Angaben und unter seiner Leitung ausgeführte Bau einer der Menschenfracht bestimmten Brigg, eines feinen Seglers, lang und schmal wie ein Kriegsschiff und doch geeignet, eine sehr grosse Anzahl von Schwarzen aufzunehmen. Er nannte sie „Die Hoffnung". Er hatte die Abteilungen des Zwischendecks eng, ineinandergeschoben und nicht höher als drei Fuss vier Zoll anfertigen lassen, da dieses Mass, wie er meinte, Negern von vernünftiger Grösse ein bequemes Sitzen verstattete; und wozu brauchten sie aufzustehen? „In den Kolonien angelangt", sagte Ledoux, „werden sie mehr, als ihnen lieb ist, auf den Füssen sein müssen." Die längs den Schiffswänden, gegen die sie den Rücken

lehnten, in zwei gleichlaufenden Reihen untergebrachten Schwarzen liessen in der Mitte zwischen den Füssen vom Boden einen Raum frei, der in allen andern Sklavenschiffen nur als Durchgang dient. Ledoux war auf den Gedanken gekommen, in diesem Zwischenraum senkrecht auf die ersten Reihen weitere Neger zu verfrachten. Infolgedessen fasste sein Schiff um zehn Schwarze mehr als ein andres desselben Tonnengehalts. Streng genommen, hätte man darin noch mehr unterbringen können; aber Menschlichkeit ist Pflicht, und man muss einem Neger während einer Überfahrt, die länger als sechs Wochen dauert, doch einen gewissen Spielraum lassen, mindestens fünf Fuss der Länge und zwei der Breite nach; „denn“, wie Ledoux zu seinem Reeder bemerkte, um diese freisinnige Massregel zu rechtfertigen, „im Grunde, nicht wahr, sind die Schwarzen ja ebenso Menschen wie die Weissen“.

„Die Hoffnung“ stach, wie hinterher abergläubische Menschen sich erinnert haben, an einem Freitag von Nantes in See. Den Be-

amten, die die Brigg auf das sorgfältigste untersuchten, entgingen sechs grosse Kisten, angefüllt mit Ketten, Handschellen und den Eisen, die man, ich weiss selbst nicht warum, „Stangen der Gerechtigkeit" (barres de justice) nennt. Sie äusserten auch keinerlei Erstaunen über die ungeheure Menge Wassers, die „Die Hoffnung" mit sich führte, obwohl sie den Papieren zufolge nur nach Senegal bestimmt war, dort Holz- und Elfenbeinhandel zu treiben. Die Überfahrt ist ja nicht lang; aber man kann eben nie vorsichtig genug sein. Wenn Windstille einträte, was dann ohne Wasser anfangen?

Wohlgetakelt und mit allem Nötigen versehen, stach also „Die Hoffnung" an einem Freitag in See. Vielleicht hätte Ledoux etwas festere Masten haben mögen; indessen, solang er das Schiff befehligte, hatte er keinen Anlass, sich über sie zu beklagen. Die Überfahrt zur afrikanischen Küste ging glücklich und rasch von statten. Er warf, glaube ich, im Fluss Joale Anker, in einem Augenblick, da die englischen Kreuzer gerade diese Seite

der Küste ausser acht liessen. Es kamen auch sogleich einheimische Händler an Bord. Man hätte keine günstigere Gelegenheit wählen können: Tamango, ein berühmter Krieger und Seelenverkäufer, hatte eben eine grosse Anzahl Sklaven an die Küste gebracht und gab sie wohlfeil ab; besass er doch die Macht und wusste die Mittel, den Markt ohne Säumnis wieder zu bestellen, sobald es an Waren hätte mangeln sollen. Der Kapitän Ledoux liess sich ans Land setzen und stattete Tamango seinen Besuch ab. Er fand ihn in einer Strohhütte, die man ihm in aller Eile aufgerichtet hatte, umgeben von seinen beiden Weibern und einigen Zwischenhändlern und Sklavengeleitern. Tamango hatte sich zum Empfange des weissen Kapitäns herausgeputzt. Er war mit einer alten blauen Uniform bekleidet, die noch die Korporalsborte aufwies; aber von jeder Achsel hingen zwei goldene Epauletten, die, je an einem und demselben Knopf befestigt, eine vorn, die andre hinten niederbaumelten. Da er kein Hemd auf dem Leibe trug und der Rock für einen

Mann von seiner Grösse etwas zu kurz war, liess sich zwischen den weissen Umschlägen des Rockes und seinen aus Guinea-Leinwand gefertigten Hosen ein beträchtlicher Streifen der schwarzen Haut sehen, der sich wie ein breiter Gürtel ausnahm. An der Seite hatte er an einem Strick einen grossen Kavalleriesäbel hängen, und in der Hand hielt er eine schöne Doppelbüchse von englischer Arbeit. So ausgestattet übertraf der afrikanische Krieger an Eleganz seiner Meinung nach den vollendetsten Stutzer von Paris oder London.

Der Kapitän Ledoux betrachtete ihn eine Weile schweigend, während Tamango, der sich reckte wie ein Grenadier, wenn er vor einem fremden General ausrückt, sich an dem Eindruck weidete, den er auf den Weissen auszuüben glaubte. Ledoux mass ihn mit dem prüfenden Blick des Kenners, wendete sich dann zu seinem Obersteuermann und sagte: „Wenn ich den Kerl da gesund und heil nach Martinique bringen könnte, wären tausend Taler mindestens für ihn zu lösen“.

Sie setzten sich, und ein Matrose, der ein wenig von der Sprache der Wolofen verstand, machte den Dolmetsch. Als man die einleitenden Höflichkeiten ausgetauscht hatte, brachte ein Schiffsjunge einen mit Flaschen Branntwein gefüllten Korb; man trank, und der Kapitän machte Tamango, um ihn in gute Laune zu versetzen, ein hübsches Pulverhorn zum Geschenk; es war aus Kupfer und mit dem Reliefbildnis Napoleons geschmückt. Nachdem das Geschenk mit gebührendem Dank in Empfang genommen worden war, verliess man die Hütte, nahm, die Branntweinflaschen vor sich, im Schatten Platz, und Tamango gab das Zeichen, dass man die Sklaven brächte, die er zu verkaufen hatte.
Sie kamen in langem Zuge, den Leib von Müdigkeit und Angst gekrümmt; jedes Hals stak in einer sechs Fuss langen Gabel, deren zwei Enden im Nacken durch einen hölzernen Balken verbunden waren. Wenn sich die Truppe in Bewegung setzt, nimmt einer der Begleiter den Stiel der Gabel des ersten Sklaven auf seine Schulter; dieser belädt

sich mit der Gabel des ihm folgenden, der zweite trägt die Gabel des dritten, und so einer nach dem andern. Macht man Rast, so stösst der Anführer der Reihe das zugespitzte Ende des Gabelstiels in die Erde, und der ganze Trupp hält. Man sieht leicht ein, dass einer, der am Halse einen schweren Stock von sechs Fuss Länge befestigt hat, kaum auf den Gedanken kommen wird, davon zu laufen.

Bei jedem Sklaven, der an ihm vorüberging, Mann oder Weib, zuckte der Kapitän die Achseln, befand die Männer schwach, die Frauen zu alt oder zu jung und erging sich in Klagen über die Entartung der schwarzen Rasse. „Alles wird schlechter", sagte er, „früher war das ganz anders. Die Frauen waren fünf Fuss sechs Zoll hoch, und von den Männern hätten ihrer vier allein die Winde einer Fregatte gedreht und den grossen Anker gehoben."

Unerachtet seiner absprechenden Prüfung traf er währenddem doch eine erstmalige Auswahl unter den grössten und schönsten Schwarzen. Für diese konnte er den üb-

lichen Preis zahlen, den Rest aber wollte er nur gegen einen bedeutenden Nachlass abnehmen. Tamango seinerseits suchte nach Kräften seinen Vorteil zu wahren, er rühmte seine Ware, sprach von dem geringen Vorrat an Menschen, den Gefahren des Handels. Der Schluss war, dass er irgend eine Forderung für die Sklaven nannte, die der weisse Kapitän auf sein Schiff zu bringen beabsichtigte.
Als der Dolmetsch den Antrag Tamangos ins Französische übersetzt hatte, schien Ledoux vor Überraschung und Entrüstung umfallen zu wollen; dann, unter einigen fürchterlichen Flüchen, erhob er sich, wie um jedes weitere Markten mit einem Menschen abzubrechen, der so sinnlose Bedingungen stellte. Da hielt ihn Tamango zurück. Es gelang ihm nur mit Mühe, ihn zu bewegen, dass er sich wieder setzte. Eine frische Flasche ward entkorkt, und das Feilschen begann von neuem. Nun war die Reihe an dem Schwarzen, die Anträge des Weissen wahnwitzig und toll zu finden. Sie schrieen und stritten lang. Dabei ward unmässig Brannt-

wein getrunken; aber der Schnaps erzeugte bei den beiden Vertragsteilen eine durchaus verschiedene Wirkung. Je mehr der Franzose trank, um so niedriger wurden seine Anbote; je mehr der Afrikaner trank, um so nachgiebiger ward er in seinen Forderungen. Auf diese Weise war man, wie mit dem Korbe zu Rand, auch zu einer Einigung gelangt. Schlechte Baumwollstoffe, Schiesspulver, Feuersteine, drei Vierteltonnen Branntwein, fünfzig elend genug in Stand gesetzte Flinten wurden gegen hundertundsechzig Sklaven darangegeben. Um den Handel richtig zu machen, schlug der Kapitän in die Hand des schwer trunkenen Schwarzen, und alsbald wurden die Sklaven den französischen Matrosen übergeben, die sich beeilten, ihnen ihr hölzernes Joch abzunehmen und ihnen dafür Halseisen und Handschellen anzulegen: ein Beweis für die Überlegenheit der europäischen Zivilisation.

Einige dreissig Sklaven waren übrig geblieben: Kinder, Greise, schwächliche Weiber. Das Schiff war voll.

Tamango, der mit dem Ausschuss nichts anzufangen wusste, bot sie dem Kapitän das Stück um eine Flasche Branntwein an. Das Anbot war verführerisch. Ledoux erinnerte sich, in Nantes bei der Aufführung der „Sizilianischen Vesper“ gesehen zu haben, wie eine erkleckliche Menge von Menschen ansehnlichen Umfangs in einen schon gefüllten Zuschauerraum sich gedrängt und immer noch dank der Nachgiebigkeit des menschlichen Körpers Platz zum Sitzen gefunden hatte. Er nahm die zwanzig schlanksten von den dreissig Sklaven.

Nunmehr verlangte Tamango ein Glas Branntwein für jeden der zehn Erübrigenden. Ledoux bedachte, dass Kinder im öffentlichen Fuhrwerk nur die Hälfte zahlen und auch nur die Hälfte des Platzes einnehmen. Er behielt also noch drei Kinder, erklärte aber, dass er sich nun mit keinem einzigen Schwarzen mehr belasten wolle. Als Tamango sah, dass ihm noch sieben Sklaven auf dem Hals blieben, ergriff er seine Flinte und legte auf das nächststehende Weib an; es war die Mutter der drei Kinder. „Kauf sie“, sagte

er dem Weissen, „oder ich bring sie um; ein kleines Glas Branntwein, oder ich schiesse.“ — „Und was zum Teufel soll ich mit ihr anfangen?“ antwortete Ledoux. Tamango gab Feuer, und die Sklavin fiel tot hin. „Also weiter“, schrie Tamango und nahm einen ganz gebrochenen Greis aufs Korn, „ein Glas Branntwein oder...“ Eine seiner Frauen stiess ihm den Arm weg; der Schuss ging fehl. Sie hatte in dem Greis, den ihr Mann töten wollte, einen Sänger („Guiriot“) oder Zauberer erkannt, der ihr prophezeit hatte, sie würde Königin werden. Tamango, den der Schnaps rasen machte, konnte sich, als er sah, dass man seinen Wünschen Widerstand leistete, nicht mehr halten. Er schlug sein Weib aufs roheste mit dem Flintenkolben, dann wandte er sich an Ledoux: „Da, ich schenke dir diese Frau“. Sie war hübsch. Ledoux sah sie lächelnd an, ergriff sie an der Hand und sagte: „Die werde ich wohl noch unterbringen!“

Der Dolmetsch war menschlich. Er gab Tamango ein Tabakbehältnis aus Pappe

für die restlichen Sklaven, befreite sie von ihren Gabeln und liess sie nach Gefallen entlaufen. Alsogleich eilten sie davon, der eine dahin, der andre dorthin, in grosser Verlegenheit, wie sie in ihre Heimat zurückgelangen sollten, die an zweihundert Meilen von der Küste entfernt war.
Inzwischen verabschiedete sich der Kapitän von Tamango und beeilte sich, seine Ladung einzuschiffen. Es war nicht ratsam, länger auf dem Flusse zu verweilen, die Kreuzer konnten wieder auftauchen, und er wollte am andern Morgen in See stechen. Tamango streckte sich aufs Gras und schlief seinen Branntweinrausch aus.
Als er erwachte, war das Schiff schon den Fluss hinab unter Segel. Tamango, dessen Kopf noch von der Ausschweifung des vorigen Tages verwirrt war, verlangte nach seinem Weibe Ayché. Man entgegnete ihm, dass sie das Unglück gehabt habe, sein Missfallen zu erregen, und dass er sie dem weissen Kapitän zum Geschenke gemacht hätte, der sie auch mit sich an Bord genommen habe. Bei dieser Auskunft schlug

sich Tamango entsetzt an die Stirn, ergriff dann sein Gewehr, und da der Strom, eh er sich ins Meer ergoss, mehrere Windungen aufwies, lief er auf dem nächsten Wege zu einer kleinen Bucht, die von der Mündung eine halbe Meile entfernt war. Dort hoffte er einen Nachen zu finden, mit dem er die Brigg noch zu erreichen imstande wäre, da die Krümmungen des Flusses ihre Fahrt verzögern mussten. Er täuschte sich nicht; in der Tat hatte er noch Zeit, sich in den Nachen zu werfen und das Sklavenschiff einzuholen.
Ledoux war überrascht, ihn zu sehen, noch mehr aber, zu hören, dass er die Frau zurückverlangte. „Was man verschenkt hat, darf man nicht zurücknehmen", sagte er und wandte ihm den Rücken. Der Schwarze liess sich nicht abweisen, er bot einen Teil der Gegenstände, die er im Sklaventauschhandel erhalten hatte. Der Kapitän lachte und meinte, Ayché wäre eine sehr brave Frau, und er wolle sie behalten. Da vergoss der arme Tamango einen Strom von Tränen und stiess Schmerzensschreie aus, so schneidend wie die eines

Unglücklichen, der sich unter den Händen des Operateurs befindet. Er wälzte sich, seine teure Ayché rufend, auf dem Verdeck, er stiess seinen Kopf gegen die Bretter, als wollte er sich töten. Ungerührt deutete ihm der Kapitän, auf das Ufer weisend, an, dass es Zeit sei, sich zu entfernen; aber Tamango machte keine Miene dazu. Er bot alles mögliche, bot sogar seine goldenen Schulterbehänge, sein Gewehr, seinen Säbel. Alles umsonst.

Während dieser Auseinandersetzung sagte der Leutnant der „Hoffnung" zum Kapitän: „Heute Nacht sind uns drei Sklaven gestorben, wir haben Platz. Warum nehmen wir nicht diesen starken Lümmel, der allein die drei Toten aufwiegt?" Ledoux überlegte. Für Tamango konnte er wohl tausend Taler lösen. Diese Reise, die ihm ein tüchtiges Stück Geld eintragen musste, würde wahrscheinlich seine letzte sein; er hatte sich ein Vermögen gemacht, würde den Sklavenhandel so wie so aufgeben; was lag daran, ob er an der Küste von Guinea ein gutes oder ein schlechtes Andenken hinterliesse.

Anderseits war kein Mensch am Ufer und der afrikanische Krieger ihm ausgeliefert. Es handelte sich nur mehr darum, ihm die Waffen abzunehmen, denn es war gefährlich, Hand an ihn zu legen, solang er die noch besass. Ledoux erbat also sein Gewehr, wie um sich durch dessen Prüfung davon zu überzeugen, ob es die schöne Ayché aufwöge. Indem er die Federn spielen liess, war er vorsichtig genug, das Pulver aus dem Zündhütchen zu schütteln. Der Leutnant seinerseits versicherte sich des Säbels, und als Tamango so entwaffnet war, stürzten sich zwei kräftige Matrosen auf ihn, warfen ihn auf den Rücken und machten sich daran, ihn zu fesseln. Der Schwarze setzte sich wie ein Held zur Wehr. Als seine anfängliche Bestürzung geschwunden war, rang er trotz seiner unvorteilhaften Lage lange Zeit mit den beiden Matrosen. Es gelang ihm, dank seiner Riesenstärke, sich zu erheben. Mit einem Faustschlag streckte er den Mann nieder, der ihn am Kragen gepackt hatte. Ein Stück seines Rockes liess er in den Händen des andern

Matrosen und stürzte sich wie ein Rasender auf den Leutnant, um ihm seinen Säbel zu entreissen. Dieser hieb ihm damit auf den Kopf und brachte ihm eine breite, wenn auch nicht tiefe Wunde bei. Tamango fiel zum zweiten Mal. Alsbald ward er an Händen und Füssen straff gefesselt. Während er sich verteidigte, stiess er Schreie der Wut aus und gebärdete sich wie ein Eber, der sich im Garn verstrickt hat; als er aber sah, dass aller Widerstand vergeblich war, schloss er die Augen und rührte sich nicht mehr. Nur der heftige und beschleunigte Atem bekundete, dass noch Leben in ihm sei.

„Teufel noch mal!“ rief der Kapitän Ledoux, „die Schwarzen, die er verschachert hat, werden was zu lachen haben, wenn sie sehen, dass auch ihn das Schicksal ereilt hat. Für diesmal werden sie noch an eine Vorsehung glauben dürfen.“ Inzwischen verlor der arme Tamango sein Blut. Der barmherzige Dolmetsch, der am Tag vorher sechs Sklaven das Leben gerettet hatte, näherte sich ihm, verband seine Wunden und rich-

tete einige tröstende Worte an ihn. Was er ihm gesagt haben mag, weiss ich nicht. Der Schwarze verharrte unbeweglich, wie eine Leiche. Zwei Matrosen mussten ihn wie einen Packen unter Deck an den ihm bestimmten Platz tragen. Zwei Tage wollte er nicht essen noch trinken, kaum dass man ihn die Augen öffnen sah. Die Genossen seiner Haft, die früher seine Gefangenen gewesen waren, sahen ihn mit stumpfem Staunen in ihrer Mitte erscheinen. So gross war die Furcht, die er ihnen noch immer einflösste, dass kein einziger das Leiden dessen zu verspotten wagte, der ihr eigenes verschuldet hatte.

Unter einem günstigen Landwind entfernte sich das Schiff mit grosser Schnelligkeit von der afrikanischen Küste. Der Sorge wegen der englischen Kreuzer schon überhoben, dachte der Kapitän nur mehr an die grossartigen Vorteile, die seiner in den Kolonien, dem Ziel der Fahrt, harrten. Sein Ebenholz erhielt sich unversehrt. Keinerlei ansteckende Krankheit trat auf. Nur zwölf Neger, von den schwächsten, waren der Hitze er-

legen; nicht der Rede wert. Auf dass seine Menschenfracht so wenig als möglich unter den Drangsalen der Überfahrt litte, sorgte er dafür, dass die Sklaven täglich auf Deck kämen. Abwechselnd war einem Drittel der Unglücklichen eine Stunde zugestanden, da sie sich denn für den ganzen Tag mit Luft zu versehen hatten. Weil man immer Meuterei befürchten musste, überwachte sie, bis an die Zähne bewaffnet, ein Teil der Besatzung. Übrigens trug man Sorge, ihnen niemals völlig die Ketten abzunehmen. Manchmal liess sie ein Matrose, der die Geige spielen konnte, Musik hören. Da war es dann ein eigentümlicher Anblick, wie sich alle diese schwarzen Gesichter dem Musikanten zukehrten, wie sich allmählich der Ausdruck stumpfer Verzweiflung darin verlor, sie mit breitem Lachen zu lachen begannen und, wenn es ihre Ketten zuliessen, in die Hände schlugen. Bewegung ist zur Erhaltung der Gesundheit notwendig. Daher bestand auch eines der zuträglichen Mittel, die der Kapitän Ledoux anwendete, darin, seine Sklaven des öftern tanzen zu lassen, wie man

Pferde, die auf lange Fahrt eingeschifft sind, zum Stampfen bringt. „Auf, Kinder!“ sagte der Kapitän mit Donnerstimme, „auf, tanzt, unterhaltet euch“, und dazu klatschte er mit einer ungeheuern Postkutschenpeitsche, worauf die armen Schwarzen sogleich zu tanzen und zu springen anfingen.

Einige Zeit nötigten Tamango seine Wunden, unten zu bleiben. Endlich erschien auch er auf dem Verdeck; stolz inmitten der furchtsamen Schar der Sklaven das Haupt erhebend, warf er erst einen Blick voll ruhiger Traurigkeit auf die unermessliche Wasserbreite, die das Fahrzeug umgab, dann legte er sich auf die Planken, liess sich vielmehr niederfallen, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, seine Ketten so zu richten, dass sie ihm minder lästig wären. Ledoux sass auf dem Achterdeck und rauchte still seine Pfeife. Neben ihm, eine Platte mit Schnäpsen in der Hand, hielt sich Ayché bereit, ihm einzuschenken. Ohne Eisen, trug sie ein elegantes Kleid aus blauer Baumwolle und an den Füssen hübsche Lederpantoffeln.

Ganz augenscheinlich hatte sie hohe Obliegenheiten um die Person des Kapitäns. Ein Schwarzer, der Tamango verabscheute, bedeutete ihm, hinzusehen. Tamango wandte den Kopf, erblickte sie, stiess einen Schrei aus; er erhob sich mit Ungestüm und rannte gegen das Achterdeck, bevor noch die Wachmannschaft sich einer also ungeheuerlichen Verletzung der Schiffszucht zu widersetzen imstande war. „Ayché“, rief er mit drohender Stimme, — Ayché stiess einen Schreckensschrei aus — „Ayché, glaubst du, dass es im Lande der Weissen keinen Mama-Jumbo gibt?“ Schon eilten die Matrosen mit geschwungenen Stöcken herbei, aber Tamango kehrte ruhig, mit verschränkten Armen, wie ohne Empfindung, auf seinen Platz zurück, während Ayché, in Tränen ausbrechend, von seinen geheimnisvollen Worten sich erschüttert zeigte.

Der Dolmetsch erklärte, was es mit diesem schrecklichen Mama-Jumbo für eine Bewandtnis habe, dessen Name schon solches Grauen bewirkte. „Es ist der Krampus der Neger“, sagte er. „Wenn ein Ehemann von

seiner Frau das befürchtet, was ihrer nicht wenige in Frankreich so gut wie in Afrika zuwege bringen, droht er ihr mit dem Mama-Jumbo. Ich habe selbst den Mama-Jumbo gesehen und die List verstanden. Aber die Schwarzen . . . , dem Völkchen kann man was weis machen. Stellt Euch also vor: eines Abends, während die Weiber sich am Tanz ergötzten, dem Folgar, wie sie es nennen, lässt sich aus einem kleinen Gebüsch, das hübsch dicht und recht dunkel dasteht, eine seltsame Musik vernehmen, ohne dass man irgend wen sähe, dem man sie zuschreiben könnte; die Musikanten waren im Gebüsch verborgen. Es gab Flöten aus Schilfrohr, hölzerne Tamburins, ‚Balafos', und Gitarren, die sie aus halben Flaschenkürbissen anfertigen. Alles das zusammen spielt eine Weise, die den Teufel selbst verjagt hätte. Kaum dass die Frauen die Weise vernommen haben, fangen sie zu zittern an; sie wollen flüchten, aber die Männer halten sie zurück; die Weiber wussten nur zu gut, was ihnen bevorstände. Plötzlich erhebt sich aus dem Gebüsch eine grosse

weisse Gestalt, so hoch wie unsre Bramsstenge, mit einem Kopf dick wie eine Hahnbüchse, Augen gross wie die Klüsengatte, einem Maul wie das des Bösen und Feuer darin. Das Ding schreitet langsam, langsam aus; und geht nicht weiter vor als eine halbe Kabellänge weit vom Buschwerk. Die Weiber schreien: ‚Der Mama-Jumbo!' Sie kreischen wie die Austernhändlerinnen, und die Männer sagen ihnen: ‚Also, ihr nichtswürdigen Frauenzimmer, beichtet jetzt, ob ihr brav gewesen seid; der Mama-Jumbo wartet nur darauf, dass ihr eine Lüge sagt, um euch mit Haut und Haaren zu fressen.' Es gab ihrer, die dumm genug waren, zu gestehen, und da prügelten sie dann die Männer windelweich."

— „Und was war denn diese weisse Gestalt, der Mama-Jumbo?" fragte der Kapitän.

— „Das war ein Schelm, der sich in ein grosses weisses Tuch eingemummelt hatte und als Kopf am Ende eines langen Stockes einen ausgehöhlten Kürbis trug, darin eine angezündete Kerze stak. Nicht viel mehr; man muss den Geist nicht übermässig an-

strengen, um die Schwarzen anzuführen. Aber alles in allem ist es eine ganz gute Erfindung, der Mama-Jumbo, und ich wünschte nur, dass meine Frau an ihn glaubte."

— „Was die meine betrifft", sagte Ledoux, „wenn sie keine Angst vor dem Mama-Jumbo hat, so hat sie eine um so grössere vor dem Knüppel aus dem Sack, und am Ende weiss sie, wie ich mich dazu verhalten würde, wenn sie mir einen Possen spielen wollte. Wir verstehen keinen Spass in der Familie, wir Ledoux, und wenn ich auch nur eine Hand habe, ein Weibsbild kann sie noch ganz gut kirre machen. Was nun den Kerl dort unten anbelangt, der mit dem Mama-Jumbo droht, sagt ihm, dass er sich hüten und dem Frauchen da keine Angst machen solle, oder ich werde ihm den Buckel ausklopfen, dass seine schwarze Haut wie ein englisches Roastbeef aussieht."

Damit stieg der Kapitän in seine Kajüte hinab, liess Ayché kommen und versuchte, sie zu trösten. Aber weder Zärtlichkeiten noch Schläge selbst — denn schliesslich

verliert man die Geduld — waren imstande, sie zu Vernunft zu bringen; Bäche von Tränen stürzten aus ihren Augen. Übelgelaunt stieg der Kapitän auf Deck und gab dem diensttuenden Offizier wegen des von diesem gerade angeordneten Manövers einen Verweis.
In der Nacht, als fast die ganze Bemannung in tiefem Schlafe lag, hörten die wachthabenden Leute erst einen schweren, feierlichen, unheimlichen Gesang, der aus dem Zwischendeck kam, dann einen schrecklich schrillen Schrei, den eine Frau ausgestossen hatte. Unmittelbar darauf hallten die grobe breite Stimme Ledoux', seine Flüche und Drohungen und der Lärm seiner furchtbaren Peitsche durch das ganze Schiff. Einen Augenblick später herrschte wieder Schweigen.
Am andern Morgen erschien Tamango mit ganz entstelltem Gesicht auf dem Verdeck, aber er trug dieselbe stolze und entschlossene Miene zur Schau wie früher. Kaum hatte ihn Ayché erblickt, die neben dem Kapitän auf dem Achterdeck sass, als sie ihren Platz verliess, auf Tamango zu-

stürzte, sich vor ihm niederwarf und ihm mit dem Ausdruck höchster Verzweiflung sagte: „Verzeih mir, Tamango, verzeih mir!" Eine Minute lang sah sie Tamango fest an; dann, da er bemerkte, dass der Dolmetsch weit genug entfernt war, sagte er nichts als: „Eine Feile"; und er warf sich auf die Planken, indem er Ayché den Rücken kehrte. Der Kapitän machte ihr heftige Vorwürfe, gab ihr sogar ein paar Ohrfeigen und verbot ihr, mit ihrem früheren Mann zu sprechen; aber er hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Sinn des kurzen Wortwechsels zwischen den beiden und tat auch keine Frage in dieser Richtung.

Inzwischen versuchte Tamango, wenn er mit den andern Sklaven zusammen sass, Tag und Nacht, sie zu einem kühnen Unternehmen zu bewegen, das ihnen die Freiheit verschaffen sollte. Er sprach ihnen von der geringen Zahl der Weissen und machte sie auf die zunehmende Nachlässigkeit ihrer Hüter aufmerksam; dann, ohne sich deutlicher auszudrücken, liess er fallen, dass er imstande wäre, sie in ihre Heimat zu-

rückzubringen, rühmte seine Kenntnisse in den geheimen Wissenschaften, die für die Schwarzen einen Gegenstand steter Beschäftigung abgeben, und drohte denen, die ihm ihre Mithilfe bei seinem Anschlag verweigern würden, mit der Rache des Teufels. Bei seinen Ansprachen bediente er sich der Sprache der Peulen, die der Mehrzahl der Sklaven geläufig war, die aber der Dolmetsch nicht verstand. Das Ansehen des Redners, ihre Scheu vor ihm, der Gehorsam, den sie ihm entgegenbrachten, waren ebensoviele Hilfsmittel seiner Beredsamkeit, und die Schwarzen bestürmten ihn, einen Tag zu ihrer Befreiung anzusetzen, weit vor der Zeit, da er sich selbst imstande glaubte, sie ins Werk zu richten. Er antwortete den Verschwörern ausweichend, die Stunde sei noch nicht gekommen, der Teufel, der ihm im Traum erschienen wäre, hätte ihn noch nicht benachrichtigt, aber sie sollten sich bereit halten, um beim ersten Zeichen loszugehen. Inzwischen versäumte er keine Gelegenheit, die Wachsamkeit seiner Hüter auf die Probe zu stellen. Einmal hatte ein Matrose sein

Gewehr an die Bordwand gelehnt und belustigte sich an dem Anblick einer Schar fliegender Fische, die dem Schiffe folgten; Tamango nahm das Gewehr und schickte sich an, allerlei Handgriffe an ihm auszuführen, indem er mit täppischen Gebärden die Bewegungen nachahmte, die er die Matrosen, wenn sie die Griffe übten, hatte ausführen sehen. Man nahm ihm die Flinte sofort ab, aber er hatte nun erfahren, dass er eine Waffe anrühren konnte, ohne sofort Verdacht zu erregen, und wenn die Zeit gekommen sein würde, sich ihrer zu bedienen, wehe dem, der ihm sie dann würde entreissen wollen.

Eines Tages warf ihm Ayché einen Zwieback zu und machte ihm ein Zeichen, das nur er verstand. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile: von diesem Werkzeug hing das Gelingen der Verschwörung ab. Tamango hütete sich weislich, seinen Genossen die Feile gleich zu zeigen; aber als die Nacht gekommen war, begann er unverständliche Worte zu murmeln, die er mit sonderbaren Bewegungen begleitete. Nach

und nach steigerte er seine Erregtheit bis zu Schreien. Nach dem Klangwechsel seiner Stimme hätte man ihn in einer lebhaften Unterredung mit einem unsichtbaren Wesen begriffen glauben mögen. Alle Sklaven zitterten. Sie zweifelten nicht daran, dass der Teufel selbst in diesem Augenblick unter ihnen anwesend wäre. Tamango beendigte die Szene, indem er einen Freudenschrei ausstiess. „Freunde“, rief er, „der Geist, den ich beschworen habe, begnadet mich endlich mit dem, was er mir versprochen hatte, und ich halte das Werkzeug unsrer Befreiung in meinen Händen. Jetzt bedarf es nichts als ein wenig Mut von eurer Seite, und ihr seid frei.“ Er liess seine Nachbarn die Feile anrühren, und die Posse, so plump sie war, fand bei den noch plumpern Leuten Glauben.

Nach langem Harren kam der grosse Tag der Rache und der Freiheit. Die Verschwörer, die ein feierlicher Eid einander verpflichtet hatte, waren nach reiflicher Überlegung über die Art und Weise der Ausführung einig geworden. Die Entschlossensten, Tamango an

der Spitze, sollten sich, sobald die Reihe, sich auf Deck zu begeben, an sie gekommen wäre, der Waffen ihrer Hüter bemächtigen; einige andre hatten aus der Kajüte des Kapitäns die dort befindlichen Flinten zu holen. Die mit dem Zerfeilen ihrer Ketten zu Rande gekommen wären, sollten den Angriff beginnen; aber trotz der ausdauernden Arbeit mehrerer Nächte war der grössere Teil der Sklaven noch ausser stande, sich an der Tat ausgiebig zu beteiligen. Drei der stärksten Schwarzen hatten denn auch die Aufgabe übernommen, den Mann zu töten, der den Schlüssel der Eisen in der Tasche trug, und alsbald ihre gefesselten Gefährten zu befreien.

An diesem Tage war der Kapitän Ledoux ausnehmend gut gelaunt. Gegen seine Gewohnheit liess er einem Schiffsjungen, der Prügel verdient hatte, die Strafe nach. Er erteilte dem diensthabenden Offizier ein Lob für das von ihm ausgeführte Manöver, äusserte seine Zufriedenheit mit der Mannschaft und verkündigte, dass jeder, sobald sie nach Martinique gekommen wären, was

bald der Fall sein würde, eine Belohnung erhalten solle. Alle Matrosen waren in Gedanken bereits auf das Angenehmste damit beschäftigt, diese Zuwendung in Genüsse umzusetzen: Branntwein und die braunen Frauen von Martinique spielten darin die Hauptrolle. Da liess man Tamango und die andern Verschwörer heraufkommen.

Sie hatten die Sorgfalt beobachtet, ihre Eisen derart durchzufeilen, dass sie keine äusserlichen Spuren davon aufwiesen, dass es aber trotzdem nur einer geringen Anstrengung bedurfte, sie durchzubrechen. Im übrigen liessen sie sie so klirren, dass man nach dem Klang auf das Doppelte ihres Gewichtes hätte schliessen dürfen. Nachdem sie eine Weile die Luft genossen hatten, nahmen sie einander bei den Händen und begannen zu tanzen, während Tamango den Kriegsgesang seiner Familie[1]) anstimmte, den er sonst gesungen hatte, ehe er in den Kampf zog. Als der Tanz eine Zeitlang gedauert hatte, warf sich Tamango wie erschöpft der Länge nach zu

[1]) Jeder Negerhäuptling hat seinen eigenen.

Füssen eines Matrosen hin, der nachlässig gegen die Bordwand gelehnt stand, und alle Verschwörer taten desgleichen. Auf diese Weise war jeder Matrose von mehreren Schwarzen umringt.

Plötzlich stiess Tamango, der in aller Stille seine Ketten zerbrochen hatte, einen starken Schrei aus, der als das Zeichen verabredet war, riss den Matrosen, der ihm zunächst stand, heftig an den Beinen, brachte ihn zu Fall und entwand ihm, indem er ihm den Fuss auf den Leib setzte, sein Gewehr, das er dazu benutzte, den diensttuenden Offizier zu erschiessen. Gleichzeitig ist jeder Wachtmatrose überwältigt, entwaffnet und auch schon niedergemacht. Von allen Seiten tönt das Kriegsgeschrei. Der Bootsmann, der den Schlüssel der Eisen führte, fällt unter den ersten. Und nun überschwemmt eine Unmasse von Schwarzen das Verdeck. Die keine Waffen finden, bemächtigen sich der Eisenstangen der Ankerwinde, greifen zu den Rudern der Schaluppe. Von diesem Augenblick an war die weisse Besatzung verloren. Einige Matrosen versuchten, auf

dem Vorkastell Widerstand zu leisten, aber es fehlte ihnen an Waffen wie an Entschlossenheit.

Ledoux war noch am Leben und hatte seinen Mut nicht verloren. Wenn er Tamango, den er als die Seele der Meuterei erkannte, aus dem Wege zu räumen imstande war, durfte er hoffen, mit den übrigen leichten Kaufs sich abzufinden. Den Säbel in der Hand, ihn laut beim Namen rufend, eilte er denn, ihm zu begegnen, und schon stürzte sich auch Tamango auf ihn. Er hielt eine Flinte am Laufende und bediente sich ihrer wie einer Keule. Die beiden Anführer gerieten auf einer der Laufplanken, die, ein schmaler Steg, Vorder- und Achterdeck verbinden, aneinander. Tamango schlug als erster zu. Durch eine leichte Bewegung des Körpers wich der Weisse dem Schlag aus. Der Kolben, mit Macht auf die Planken schmetternd, zerbrach, und der Rückstoss war so heftig, dass das Gewehr den Händen Tamangos entglitt. Er war wehrlos, und Ledoux erhob mit einem Lächeln teuflischer Freude den Arm, im Begriff, den

tödlichen Hieb zu tun. Aber Tamango war beweglich wie die Panter seiner Heimat. Er fiel seinem Gegner in den Arm und packte die Hand, die den Säbel führte. Der eine mühte sich, seine Waffe zu behalten, der andre, sie ihm zu entreissen. In diesem wütenden Kampf fallen beide hin; der Afrikaner kommt unten zu liegen. Ohne den Mut zu verlieren, umschlang Tamango den Feind mit seiner ganzen Kraft und biss ihn mit solcher Heftigkeit in die Kehle, dass das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen hervorschoss. Der Säbel entsank der ermattenden Hand des Kapitäns, Tamango ergriff ihn, erhob sich; den Mund voll Blut, stiess er ein Triumphgeschrei aus, und mit wiederholten Streichen zerhieb er seinen bereits mehr toten als lebendigen Feind.

Am Siege war nicht mehr zu zweifeln. Die wenigen überlebenden Matrosen versuchten die Gnade der Aufständischen anzuflehen; aber alle bis auf den Dolmetsch[1], der ihnen niemals ein Leid angetan hatte, wurden ohne

[1] Diesen Dolmetsch hat Mérimée im Verfolg vergessen. (D. Ü.)

Erbarmen niedergemetzelt. Der Leutnant fiel rühmlich. Er hatte sich aufs Achterdeck zurückgezogen, neben eines der kleinen Geschütze, die sich auf einer Angel drehen lassen und die man mit Kartätschen ladet. Mit der linken Hand lenkte er das Stück, und in der Rechten den Säbel, verteidigte er sich so gut, dass er eine Menge von Schwarzen um sich sammelte. Da drückte er ab und schuf mitten durch die aneinandergedrängte Masse eine breite Gasse, die mit Toten und Sterbenden gepflastert war. Einen Augenblick später ward er in Stücke gehauen.
Als der Leichnam des letzten Weissen, zerstückt und zu Fetzen zerschnitten, ins Meer geworfen worden war, hoben die Schwarzen, die ihrer Rächerwut Genüge geleistet hatten, die Augen zu den Segeln des Schiffes, die, nach wie vor von einem frischen Winde geschwellt, noch ihren Unterdrückern zu gehorchen und die Sieger trotz ihrem Triumph ins Land der Sklaverei zu entführen schienen. „So ist denn nichts geschehen", dachten sie bekümmert; „und wird denn auch dieser grosse Fetisch der Weissen uns, die

wir das Blut seiner Herren vergossen haben, in unser Land zurückzuführen willens sein?"
Einige sagten, Tamango werde ihn gehorchen machen. Alsbald ward unter grossem Geschrei Tamango verlangt.

Er hatte es nicht eilig, sich zu zeigen. Man fand ihn in der achtern Kabine, aufrecht, eine Hand auf den blutigen Säbel des Kapitäns gestützt, die andre mit zerstreuter Miene seinem Weib Ayché überlassend, die sie, auf den Knieen vor ihm, küsste. Die Freude über den Sieg konnte eine düstere Unruhe nicht mindern, die sich in seiner ganzen Haltung aussprach. Nicht so grobsinnig wie die andern, fühlte er besser die Schwierigkeit seiner Stellung.

Endlich erschien er auf dem Verdeck, eine Ruhe heuchelnd, die er nicht besass. Von hundert verworrenen Stimmen gedrängt, den Kurs des Schiffes zu lenken, näherte er sich dem Steuerrade mit langsamen Schritten, wie um den Augenblick ein wenig zu verzögern, der für ihn und die andern über die Grenzen seiner Macht entscheiden sollte.

Auf dem ganzen Schiffe war nicht ein Schwar-

zer, der bei aller Einfalt den Einfluss nicht gemerkt hätte, den ein gewisses Rad und die Büchse, die sich ihm gegenüber befand, auf die Bewegungen des Schiffes übten. Aber hinter dieser Vorrichtung war für sie immer ein grosses Geheimnis verborgen gewesen. Lange Zeit betrachtete Tamango die Bussole, indem er die Lippen bewegte, wie wenn er die Zeichen darauf läse, dann legte er die Hand an die Stirne und nahm die Haltung eines Mannes an, der im Kopf etwas ausrechnet. Alle Schwarzen umringten ihn mit offnem Mund und weitaufgerissenen Augen, voll Angst jede seiner geringsten Bewegungen verfolgend. Endlich versetzte er mit dem Gemisch aus Angst und Sicherheit, das die Unwissenheit kennzeichnet, dem Steuerrad einen heftigen Stoss.

Wie ein edler Renner, der sich unter dem Sporn eines unbesonnenen Reiters bäumt, schnellte die schöne Brigg „Hoffnung" bei diesem unerhörten Beginnen auf der Woge in die Höhe. Es schien, als wollte sie, entrüstet, sich samt dem unerfahrnen Steuermann in den Grund stürzen. Da die not-

wendige Übereinstimmung in der Stellung der Segel und der des Steuers jäh gestört worden war, neigte sich das Schiff mit solcher Heftigkeit zur Seite, dass es zu versinken drohte. Seine langen Raaen tauchten ins Meer. Mehrere Menschen wurden umgerissen; einige fielen über Bord. Bald stemmte sich das Schiff stolz gegen die Wellen, wie wenn es noch einmal gegen die Zerstörung ankämpfen wollte. Der Wind setzte mit doppelter Stärke ein, und mit einemmal stürzten unter fürchterlichem Krachen beide Masten, einige Fuss über dem Deck abbrechend, zusammen, seine Oberfläche mit Trümmern und wie mit einem schweren Netzwerk von Tauen erfüllend. Die entsetzten Neger flüchteten mit Schreckensrufen unter Deck; aber der Wind hatte nun nichts mehr zu fassen, das Schiff richtete sich wieder auf und liess sich sanft von den Wogen schaukeln. Da kamen die mutigsten von den Schwarzen wieder auf das Verdeck und schafften die Trümmer fort, die es unzugänglich machten.

Tamango verharrte in Regungslosigkeit;

den Ellenbogen auf das Kompassgehäuse gestützt, verbarg er das gesenkte Antlitz hinter dem Arm. Ayché war neben ihm, aber sie wagte nicht, ihn anzusprechen. Nach und nach kamen die Schwarzen näher; ein Murmeln erhob sich, das bald zu einem Gewitter von Vorwürfen und Beschimpfungen anschwoll. „Treuloser Betrüger“, riefen sie, „du bist es, der an allen unsern Leiden die Schuld trägt; du hast uns an die Weissen verkauft, du hast uns dazu verführt, uns gegen sie zu erheben. Du hattest uns dein Wissen gerühmt, hattest uns versprochen, uns in die Heimat zurückzubringen. Wir Wahnsinnigen hatten dir geglaubt, und nun hat nicht viel gefehlt, dass wir alle umgekommen wären, weil du den Götzen der Weissen beleidigt hast.“
Tamango erhob stolz sein Haupt, und die Schwarzen, die ihn umringten, wichen eingeschüchtert zurück. Er ergriff zwei Flinten, winkte seinem Weibe, ihm zu folgen, und schritt mitten durch die Menge, die ihm Platz machte, zum Vorderteil des Schiffes. Hier schuf er sich aus leeren Fässern und

Planken eine Art Verschanzung, dann liess er sich inmitten dieses Verschlags nieder, daraus drohend die Bajonette seiner beiden Flinten ragten. Man liess ihn in Ruhe. Von den Meuterern weinten die einen, andre erhoben die Arme zum Himmel und riefen ihre und der Weissen Götzen an. Einige hatten sich vor der Bussole, deren beständige Bewegung sie anstaunten, auf die Knie geworfen und flehten sie an, sie in ihr Land zurückzubringen; andre legten sich auf die Planken nieder und lagen da, düstrer Verzweiflung dahingegeben. Mitten unter diesen Verzagenden heulten verstörte Weiber und Kinder, und mehr als zwanzig Verwundete riefen Teilnamslose um Hilfe an.
Da erscheint ein Neger auf dem Verdeck. Sein Gesicht strahlt; er verkündet, er hätte soeben den Ort entdeckt, wo die Weissen ihren Branntwein aufbewahrten, und seine Freude, seine ganze Haltung sind untrügliche Zeichen dafür, dass er ihn schon versucht hat. Diese Nachricht macht für eine Weile das Geschrei der Unglücklichen verstummen. Sie stürzen zur Vorratskammer

und füllen sich mit Schnaps an. Eine Stunde später hätte man sie auf den Planken springen und lachen sehen können. Schrankenlos überliessen sie sich den rohesten Ausbrüchen der Trunkenheit. Ihren Tanz und Gesang begleiteten der Jammer und die Seufzer der Verwundeten. So vergingen der Rest des Tages und die ganze Nacht.

Des Morgens beim Erwachen neue Verzweiflung. Während der Nacht war ein grosser Teil der Verwundeten verschieden. Das Schiff schwankte zwischen Leichen. Das Meer ging hoch, der Himmel war bedeckt. Man hielt Rat. Manche in der Zauberei Erfahrene, die vor Tamango von ihrem Können nicht zu sprechen gewagt hatten, boten nacheinander ihre Dienste an. Man versuchte mehrere der mächtigsten Beschwörungen. Nach jedem ergebnislosen Unternehmen wuchs die Verzweiflung. Endlich sprach man wieder von Tamango, der aus seinem Verschlage nicht hervorgekommen war. Schliesslich war er doch von ihnen allen der Klügste, er allein schien imstande, sie aus der schrecklichen Lage zu befreien, in

die er sie gebracht hatte. Ein Greis übermittelte ihm das Friedensanerbieten. Er bat ihn, ihnen seinen Rat nicht zu versagen; aber Tamango, unerschütterlich wie Coriolan, blieb seinen Bitten taub. In der Nacht, während der allgemeinen Unordnung, hatte er sich mit Zwieback und gesalznem Fleisch versehen. Er schien entschlossen, in seiner Zufluchtsstätte allein auszuharren.

Noch war Schnaps da. Er lässt das Meer, die Sklaverei, den drohenden Tod selbst vergessen. Man schläft, träumt von Afrika, sieht die Gummiwälder, die strohgedeckten Hütten, den Brotbaum, dessen Schatten ein ganzes Dorf umfängt. Der wüste Taumel des vorigen Tages erhob sich von neuem. So verstrichen mehrere. Schreien, weinen, sich die Haare raufen, dann sich betrinken und schlafen: das war ihr Leben. Mehrere übernahmen sich im Trinken und starben daran. Manche warfen sich ins Meer oder erstachen sich mit ihren Dolchen.

Eines Morgens kam Tamango aus seiner Festung und schritt bis zum Stumpf des Hauptmastes. „Sklaven“, sprach er, „mir ist

der grosse Geist im Traum erschienen und hat mir das Mittel entdeckt, euch aus dieser Lage und in eure Heimat zurückzubringen. Euer Undank verdiente, dass ich euch im Stiche liesse; aber ich habe Mitleid mit diesen Weibern und diesen schreienden Kindern. Ich verzeihe euch: hört mich an."

Alle Schwarzen senkten ihre Häupter in Verehrung und drängten sich um ihn.

„Nur die Weissen", fuhr Tamango fort, „wissen die Machtworte, die ihre grossen hölzernen Häuser bewegen; aber wir können nach Gefallen die leichten Barken dort lenken, die denen unsrer Heimat gleichen." Er wies auf die Schaluppe und die andern Boote der Brigg. „Füllen wir sie mit Lebensmitteln, besteigen wir sie und rudern wir mit dem Wind; mein und euer Meister wird ihn nach unserm Lande wehen lassen."

Man glaubte ihm. Ein unsinnigeres Vorhaben war nicht möglich. Ohne Kenntnis der Bussole, unter einem fremden Himmel konnte nichts als ein abenteuerliches Umherirren das Ergebnis sein. Seiner Vorstellung nach musste er, immer geradeaus

rudernd, endlich an irgend ein von den Schwarzen bewohntes Land gelangen, denn den Schwarzen gehört das Land, und die Weissen leben auf ihren Schiffen. So hatte er seine Mutter sagen hören.

Bald war alles zur Einschiffung bereit; aber nur die Schaluppe und ein Boot erwiesen sich in brauchbarem Zustand. Das war zu wenig, die noch lebenden Neger, ungefähr achtzig, aufzunehmen. Man musste also die Verwundeten und die Kranken zurücklassen. Die meisten begehrten, dass man sie zuvor töte.

Die beiden Boote, mit unsäglicher Mühe flott gemacht und weitaus überladen, verliessen das Schiff bei so starkem Wellenschlag, dass ihnen jeden Augenblick der Untergang drohte. Das kleine Boot entfernte sich zuerst. Tamango hatte mit Ayché in der Schaluppe Platz genommen, die, viel schwerer und auch mehr belastet, um ein beträchtliches Stück zurückblieb. Noch vernahm man die Jammerrufe einiger der an Bord der Brigg zurückgelassenen Unglücklichen, als eine ziemlich heftige Woge die Schaluppe von

der Seite erfasste und mit Wasser füllte. In der nächsten Minute begann sie zu sinken. Die im Boote sahen das Unheil, und seine Ruderer verdoppelten ihre Anstrengungen, aus Angst, von den Schiffbrüchigen einige aufnehmen zu müssen. Fast alle Insassen der Schaluppe ertranken. Einem Dutzend etwa gelang es, das Schiff wieder zu erreichen. Darunter waren auch Tamango und Ayché. Als die Sonne sank, sahen sie das Boot am Horizont verschwinden; man weiss nicht, was daraus geworden ist.

Wozu soll ich den Leser mit der widerlichen Beschreibung der Hungerqualen ermüden? Einige 20 Menschen auf schmalem Raum zusammengedrängt, bald vom stürmischen Meer geschüttelt, bald von stechender Sonne versengt, streiten Tag für Tag um die spärlichen Reste ihrer Lebensmittel. Jedes Stück Zwieback kostet einen Kampf; der Schwache stirbt, nicht weil ihn der Starke tötet, sondern weil er ihn sterben lässt. Nach wenigen Tagen war an Bord des Zweimasters „Hoffnung“ niemand mehr am Leben als Tamango und Ayché.

— — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachts war das Meer wild bewegt, der Wind blies heftig, und es herrschte eine solche Dunkelheit, dass man vom Steuerbord nicht zum Bug sehen konnte. Ayché lag in der Kajüte des Kapitäns auf einer Matratze, Tamango sass ihr zu Füssen. Sie schwiegen beide schon die längste Zeit.

„Tamango“, rief endlich Ayché, „alles, was du leidest, leidest du um meinetwillen ...“

„Ich leide nicht“, sagte er schroff und warf auf die Matratze neben sein Weib die Hälfte eines Zwiebacks, alles, was ihm geblieben war.

„Behalte es“, sprach sie und schob den Zwieback sanft zurück. „Mich hungert nicht mehr. Warum auch noch essen? Ist meine Stunde nicht gekommen?“

Tamango gab keine Antwort, er erhob sich, stieg schwankenden Schrittes auf das Verdeck und setzte sich an den Stumpf eines Mastes. Den Kopf auf die Brust gesenkt, pfiff er die Weise seines Stammes. Plötzlich drang durch das Getöse des Windes und des Meeres ein starker Schrei; ein Licht

tauchte auf. Er hörte noch andre Rufe, und ein grosses schwarzes Schiff glitt mit rasender Schnelligkeit an seinem vorbei, so nah, dass das Takelwerk über seinem Haupte hinstrich. Er sah nur zwei Gesichter, die eine an einem Mast aufgehängte Laterne beleuchtete. Diese Leute stiessen noch einen Schrei aus, und gleich darauf verschwand ihr Schiff, vom Wind getrieben, in der Finsternis. Ohne Zweifel hatten die Wachtleute das Wrack bemerkt; aber das stürmische Wetter hatte sie daran gehindert, das Schiff rechtzeitig zu wenden. Einen Augenblick später sah Tamango das Feuer eines Geschützes und hörte den Lärm des Schusses; hierauf sah er die Flamme eines zweiten Geschützes, aber er hörte kein Geräusch; endlich sah er nichts mehr.

Am folgenden Morgen zeigte sich kein Segel am Horizont; Tamango legte sich auf die Matratze und schloss die Augen. Sein Weib Ayché war in der Nacht gestorben.

— — — — — — — — — — — — —

Später — ich weiss nicht, wie lange nachher — bemerkte eine englische Fregatte,

die „Bellona“, ein Schiff ohne Masten, das allem Anscheine nach von seiner Bemannung verlassen war. Eine Schaluppe ward ausgesetzt; man fand auf dem Wrack eine tote Negerin und einen Neger, der so abgemagert und vom Fleisch gefallen war, dass er einer Mumie ähnlich sah. Er war bewusstlos, aber noch war ein Hauch von Leben in ihm. Der Schiffsarzt nahm ihn in Empfang und brachte es durch sorgfältige Pflege dahin, dass Tamango, als die „Bellona“ in Kingston einlief, wieder vollkommen gesund war. Man fragte ihn nach seiner Geschichte. Er sagte, was er wusste. Die Pflanzer der Insel heischten, dass man ihn als Meuterer hängte; aber der Gouverneur, ein menschlicher Mann, setzte sich für ihn ein; er fand seinen Fall entschuldbar, da er doch bloss von seinem natürlichen Recht der Notwehr Gebrauch gemacht hatte; und schliesslich waren die von ihm Gemordeten ja nur Franzosen gewesen. Man behandelte ihn, wie man Neger behandelt, die man an Bord eines mit Beschlag belegten Sklavenschiffes ergreift. Man setzte ihn in Freiheit, das heisst,

man liess ihn fürs Gouvernement arbeiten; immerhin hatte er sechs Sous täglich und die Kost. Es war ein ausserordentlich schöner Mann. Der Oberst des 75. Regiments sah ihn und machte ihn zum Cymbalschläger in seiner Musikbande. Er lernte ein wenig englisch; aber er sprach kaum je ein Wort. Dafür trank er masslos Rum und Tafia.

Er ist im Spital an einer Lungenentzündung gestorben.

# EINE PARTIE BRETT
(1830)

OHNE Regung hingen die Segel, an die Masten geschmiegt. Das Meer war glatt wie ein Spiegel; die Hitze war erstickend, die Windstille zum Verzweifeln.

Auf einer Seereise sind die Mittel zur Unterhaltung, die die Insassen des Schiffes einander zu bieten imstande sind, bald erschöpft. Man kennt einander zu gut, wenn man vier Monate zusammen in einem hölzernen Hause verbracht hat, das 120 Schritte lang ist. Da kommt der erste Leutnant; was er euch erzählen wird, wisst ihr im voraus: zunächst von Rio de Janeiro, wo er ausgelaufen ist; dann von der berühmten Brücke von Essling, deren Anfertigung durch die Seeleute der Garde er angewohnt hat, gehörte er doch dazu. Nach 14 Tagen schon kennt ihr seine Lieblingsausdrücke, sogar die Redezeichen, die er anwendet, seine Stimme bis auf ihre wechselnde Klangfarbe. Wann hat er's je unterlassen, voll Trauer innezuhalten, sobald er zum erstenmal in seiner Erzählung die Worte: „Der Kaiser" ausgesprochen hatte! „Wenn Sie ihn damals ge-

sehen hätten!!!“ (Drei Ausrufungszeichen.) Immer wieder muss er das hinzufügen. Und die Geschichte vom Trompeterpferd, und die Kugel, die abprallt und eine Patrontasche mitnimmt, darin sich Gold und Edelsteine um mehr als 7500 Franken befanden, und so weiter und so weiter! Der zweite Offizier ist ein grosser Politiker; alle Tage muss er sich über die letzte Nummer des Constitutionnel auslassen, die er von Brest mitgenommen hat, oder, wenn er die Höhen der Politik verlässt, um zur schönen Literatur hinabzusteigen, wird er euch mit der Zergliederung der Posse unterhalten, die er zuletzt hat spielen sehen. O du mein Gott! ... Der Zahlmeister war der glückliche Besitzer einer wirklich interessanten Geschichte. Wie hat er uns das erstemal durch die Erzählung seiner Flucht aus dem Ponton von Cadix entzückt! Aber bei der zwanzigsten Wiederholung ist es wirklich nicht mehr auszuhalten .... Und die Fähnriche, die Kadetten! Bei der Erinnerung an ihre Unterhaltung steht mir das Haar zu Berge. Von allen noch am wenigsten langweilig ist gewöhn-

lich der Kapitän. In seiner Eigenschaft als unumschränkter Befehlshaber steht er mehr minder mit dem ganzen Stab insgeheim auf Kriegsfuss; über seine Plackerei, seine Sucht, gelegentlich den Unterdrücker zu spielen, kann man wenigstens schimpfen, was immerhin ein Vergnügen ist. Besitzt er überdies irgendwelche seinen Untergebenen lästige Eigenheit, so gewährt es doch einige Genugtuung, den Vorgesetzten lächerlich zu finden, und das ist ein kleiner Trost.

Ich war Passagier eines Schiffes, dessen Offiziere die besten Leute von der Welt vorstellten. Es waren insgesamt brave Kerle, die einander wie Brüder liebten, sich aber auch um die Wette langweilten. Der Kapitän war die Sanftmut selbst, was als besondre Seltenheit hervorgehoben zu werden verdient, nicht die Spur von einem Plaggeist. Nur mit Widerstreben und Bedauern liess er, wenn es sein musste, seine Macht fühlen. Nichtsdestoweniger ward mir die Überfahrt unerträglich lang, endlos insbesondere schien mir die Dauer der

Windstille, die wenige Tage nur, ehe wir Land sahen, eingetreten war.
Eines Tages nach dem Mittagmahl, das wir aus Mangel an anderweitiger Ablenkung nach Menschenmöglichkeit auszudehnen uns bemüht hatten, waren wir alle auf dem Verdeck versammelt und erwarteten das bei aller Einförmigkeit zur See doch immer grossartige Schauspiel des Sonnenuntergangs.
Einige rauchten, andre lasen zum zwanzigsten Mal einen der dreissig Bände unsrer armseligen Bibliothek; alle gähnten, dass ihnen die Augen übergingen. Ein Fähnrich, der neben mir sass, unterhielt sich mit einem Ernst, der der wichtigsten Angelegenheit würdig gewesen wäre, damit, dass er den Dolch, der zur Dienstuniform der Marineoffiziere gehört, mit der Spitze nach unten auf die Planken fallen liess. Es ist das eine Zerstreuung wie eine andre, erfordert überdies einige Geschicklichkeit, denn die Spitze soll immer schön senkrecht ins Holz treffen.
Mich wandelte die Lust an, ein gleiches zu tun, und da ich keinen Dolch bei mir trug,

wollte ich den des Kapitäns borgen; aber er schlug es mir ab. Die Waffe wäre ihm ganz besonders teuer, und er würde es nicht über sich bringen, sie zu einem so nichtigen Vergnügen benützt zu sehen. Der Dolch hätte einst einem braven Offizier gehört, der leider im letzten Kriege gefallen sei.

Ich erriet, dass eine Geschichte folgen sollte, und ich täuschte mich nicht. Ohne sich bitten zu lassen, fing der Kapitän an; die Offiziere, die uns umstanden und die sämtlich die traurigen Schicksale des Leutnants Roger schon auswendig kannten, verzogen sich gleich vorsichtig.

Der Bericht des Kapitäns lautete ungefähr folgendermassen:

Als ich Roger kennen lernte, war er um drei Jahre älter als ich. Er war Leutnant, ich Fähnrich. Er war, wie ich aus vollster Überzeugung sagen kann, einer der allertüchtigsten unsrer Offiziere, im übrigen ein Herz wie Gold, geistvoll, gebildet, reich begabt, mit einem Wort ein reizender junger Mann. Unglückseligerweise war er ein wenig stolz und empfindlich, was, wie ich

glaube, dem Umstand zuzuschreiben war, dass er als ein natürliches Kind beständig die Besorgnis hegte, seine Geburt könnte seiner gesellschaftlichen Achtung Eintrag tun; aber, die Wahrheit zu sagen, der grösste von allen seinen Fehlern war ein heftiges Verlangen, stets und überall, wo immer er sich befand, der erste zu sein. Sein Vater, den er niemals gesehen hatte, erfolgte ihm eine Rente, die hingereicht hätte, mehr als bloss seine Bedürfnisse zu decken, wenn Roger nicht die Freigebigkeit selbst gewesen wäre. Alles, was er besass, gehörte seinen Freunden. Wenn er sein Vierteljahrsgehalt behoben hatte, da kam es nur darauf an, dass ihn einer mit trauriger Miene aufsuchte, so hiess es gleich: „Na, Kamerad, wo fehlt's denn? Du siehst mir nicht danach aus, als ob es in deinen Taschen, wenn du darauf schlägst, allzu fröhlich klimperte; meine Börse steht dir zur Verfügung, bediene dich und komm mit mir essen."

Eine junge Schauspielerin kam nach Brest. Sie hiess Gabriele, war sehr hübsch, und es dauerte nicht lange, so hatte sie in der

Garnison bei Seeleuten und Offizieren ihre Eroberungen gemacht. Sie war keine regelmässige Schönheit, aber sie hatte eine wohlgebildete Gestalt, schöne Augen, einen kleinen Fuss und ein Wesen, dem eine gewisse Keckheit nicht übel anstand: lauter Dinge, die unter jungen Leuten zwischen zwanzig und fünfundzwanzig grossen Anklang finden. Obendrein hiess es von ihr, sie wäre launenhaft wie nicht bald ein Weib, und diesen Ruf konnte ihre Art, Komödie zu spielen, nur bestätigen. Manchmal war sie wahrhaft hinreissend, man hätte sie eine Künstlerin ersten Ranges nennen mögen; am nächsten Tag, im selben Stück erschien sie kalt, ohne Gefühl; leierte ihre Rolle ab, wie ein Kind den Katechismus aufsagt. Was unsre jungen Leute vornehmlich beschäftigte, war folgende Geschichte, die man von ihr erzählte. Sie schien in Paris sehr reich ausgehalten worden zu sein, von einem Senator, der für sie, wie es hiess, Dummheiten nach Noten beging. Als dieser sich eines Tages bei ihr befand, setzte er seinen Hut auf den Kopf. Sie

ersuchte ihn, den Hut abzunehmen, und beklagte sich, dass er es ihr gegenüber an Achtung ermangeln lasse. Der Senator fing an zu lachen, zuckte die Achseln und sagte, indem er sich in einen Lehnstuhl warf und streckte: „Das wäre nicht übel, wenn ich mir's nicht sollte bequem machen dürfen bei einer Person, die ich bezahle!" Eine tüchtige Ohrfeige, ihm von Gabrielens weisser Hand verabreicht, war der augenblickliche Ertrag seiner Antwort: der Hut flog in die andre Ecke des Zimmers. Ein vollständiger Bruch erfolgte. Bankinhaber, Generäle hatten der Dame dann nicht unerhebliche Anträge gemacht; sie aber hatte alle abgewiesen und war zur Bühne gegangen, um, wie sie sagte, unabhängig zu leben.

Kaum hatte sie Roger gesehen und diese Geschichte erfahren, war er auch schon davon überzeugt, dass dieses Weib sein Fall sei, und mit dem etwas ungefügen Freimut, den man uns Seeleuten zum Vorwurf macht, unternahm er es folgendermassen, ihr durch die Tat zu zeigen, wie sehr ihre Reize es ihm angetan hätten. Er kaufte die schönsten

und seltensten Blumen, die er in Brest aufzutreiben imstande war, stellte einen Strauss zusammen und umwand ihn mit einem schönen rosenfarbnen Band, in der Masche aber brachte er aufs artigste eine Rolle von 25 Dukaten unter: alles, was er gerade sein eigen nannte. Ich erinnere mich, dass ich ihn während eines Zwischenaktes hinter die Kulissen begleitete. Er machte Gabrielen ein ganz kurzes Kompliment über die Anmut, mit der sie sich in ihrem Kostüm bewegte, bot ihr den Strauss an und bat um die Erlaubnis, sie zu besuchen. Alles das war in drei Worten erledigt.

Gabriele, die nur die Blumen und den hübschen jungen Mann sah, der sie ihr darreichte, lächelte ihm zu und begleitete ihr Lächeln mit dem lieblichsten Knix; aber als sie den Strauss in der Hand hielt und das Gewicht des Goldes spürte, wandelte sich der Ausdruck ihres Gesichtes schneller als die Oberfläche des Meeres, wenn sie der erste Stoss eines tropischen Orkans emporhebt; und sie erwies sich auch als kaum minder böse, denn sie schleuderte meinem armen Freund

den Strauss samt den Dukaten mit aller Kraft an den Kopf. Er hat die Spuren davon noch mehr als acht Tage lang im Gesicht getragen. Die Klingel des Regisseurs ertönte, Gabriele betrat die Szene und spielte ganz verkehrt.

Roger hatte mit einigermassen verdriesslicher Miene seinen Strauss und seine Rolle Gold zusammengerafft, begab sich ins Kaffeehaus, schenkte die Blumen, ohne das Geld, der Kassierin und versuchte, ob reichlicher Punschgenuss ihn die Grausame vergessen machen könnte. Es gelang ihm nicht, und trotz dem Verdruss, den er darüber empfand, dass er sich mit seinem blauen Auge nirgend zeigen durfte, verliebte er sich wahnsinnig in die temperamentvolle Gabriele. Er schrieb ihr zwanzig Briefe im Tag, und was für Briefe, unterwürfige, zärtliche, Verehrung atmende Briefe, wie sie einer Prinzessin gegenüber nicht unangebracht sein mögen. Die ersten wurden ihm uneröffnet zurückgeschickt, die folgenden blieben ohne Antwort. Nichtsdestoweniger nährte Roger noch einige Hoff-

nung, bis wir ihn darauf aufmerksam machten, dass die Frau, die im Theater Pomeranzen feil hielt, ihre Früchte in die Liebesbriefe einhüllte, die ihr Gabriele in erfinderischer Bosheit aushändigte. Das war ein schrecklicher Schlag für den Stolz unsres Freundes. Und doch nahm seine Leidenschaft nicht ab. Er sprach davon, die Schauspielerin um ihre Hand zu bitten, und als man ihm dagegen einwendete, dass der Marineminister dazu niemals seine Einwilligung geben würde, schwor er, sich zu erschiessen.

Mittlerweile hatte sich folgendes zugetragen. Die Offiziere eines in Brest garnisonierenden Linienregimentes wollten in einem Singspiel von Gabrielen eine Strophe wiederholt haben. Sie, aus blosser Laune, weigerte sich, es zu tun. Beide Teile, die Offiziere und die Schauspielerin, versteiften sich derart, dass die einen durch Zischen das Herablassen des Vorhangs erzwangen, Gabriele aber in Ohnmacht fiel. Das Parterre einer Garnisonstadt: man weiss, was das heisst. Die Offiziere kamen überein, die Misse-

täterin am nächsten und den folgenden Tagen erbarmungslos auszupfeifen; man beschloss, sie keine einzige Rolle mehr spielen zu lassen, ehe sie nicht mit der zur Sühne ihres Vergehens erforderlichen Zerknirschung öffentlich und förmlich würde Abbitte geleistet haben. Roger war bei jener Aufführung nicht zugegen gewesen; aber er erfuhr noch am selben Abend sowohl von dem Ärgernis, das das ganze Theater in Aufregung versetzt hatte, als auch von den für den kommenden Tag geplanten Massnahmen zur Vergeltung. Sogleich war er über sein Verhalten mit sich im Reinen.

Als Gabriele am folgenden Abend auftrat, drangen aus den Reihen der Offiziere höhnische Hetzrufe und ein ohrenzerreissendes Pfeifen. Roger, der seinen Platz absichtlich unmittelbar neben den Lärmmachern eingenommen hatte, erhob sich und stellte die lautesten Schreier in so verletzenden Ausdrücken zur Rede, dass ihre ganze Entrüstung sich augenblicklich gegen ihn wandte. Er holte kalten Blutes sein Notizbuch aus der Tasche hervor und schrieb

die Namen auf, die man ihm von allen Seiten zurief; er hätte es darauf ankommen lassen, sich mit dem ganzen Regiment zu schlagen, wenn nicht ein grosser Teil der Marineoffiziere aus kameradschaftlichem Gefühl sich hineingemischt und die Mehrzahl seiner Widersacher herausgefordert hätte. Es gab einen fürchterlichen Wirrwarr.

Der ganzen Garnison ward auf mehrere Tage der Ausgang untersagt. Aber als man uns die Freiheit wiedergab, hiess es eine schreckliche Rechnung regeln. Unser sechzig waren zur Stelle. Roger allein schlug sich mit drei Offizieren; einen tötete, die beiden andern verwundete er schwer; er selbst trug nicht einmal eine Schramme davon. Ich meinerseits war minder glücklich: ein verwünschter Leutnant, der Fechtlehrer gewesen war, versetzte mir einen derartigen Degenstich in die Brust, dass ich nur mit knapper Not mit dem Leben davonkam. Meiner Treu, es war ein schönes Schauspiel, dieser Zweikampf, diese Schlacht vielmehr! Die Marine behielt vollständig die Oberhand, und das Infanterieregiment musste Brest verlassen.

Sie können sich leicht vorstellen, dass unsre Vorgesetzten den Urheber des ganzen Skandals nicht vergassen. Vierzehn Tage lang hatte er eine Wache vor der Tür.
Als seine Haft aufgehoben war, ward ich gerade aus dem Spital entlassen und suchte ihn auf. Wer beschreibt meine Überraschung, als ich ihn beim Frühstück Gabrielen gegenüber sitzen fand. Es hatte ganz den Anschein, als wären sie bereits längst in vollkommener Übereinstimmung. Schon dutzten sie einander und tranken aus demselben Glase. Roger stellte mich seiner Geliebten als seinen besten Freund vor und sagte ihr, dass ich in jenem Scharmützel, dessen letzter Grund sie gewesen sei, verwundet worden wäre. Das trug mir einen Kuss des schönen Geschöpfs ein. Das Mädchen hatte entschieden kriegerische Neigungen.
Drei Monate lebten sie miteinander in ungetrübtem Glück. Sie trennten sich keinen Augenblick. Gabriele schien ihn mit einer an Raserei grenzenden Leidenschaft zu lieben, und Roger gestand, von der Liebe, eh er

Gabriele hätte kennen lernen, keine Ahnung gehabt zu haben.
Eine holländische Fregatte warf Anker im Hafen. Die Offiziere luden uns zu Tisch. Es wurde viel und Wein jeder Gattung getrunken. Da man, als das Tischtuch abgenommen war, nicht recht wusste, was beginnen — die Herren sprachen sehr schlecht französisch —, verfiel man aufs Spiel. Die Holländer hatten offenbar Überfluss an Geld; der erste Leutnant zumal wollte so hoch spielen, dass keiner von uns es mit ihm aufzunehmen sich getraute. Roger, der sonst nicht spielte, glaubte sich in dieser Lage bemüssigt, die Ehre seiner Landsleute zu verteidigen: er nahm das Spiel an und hielt alles, was der Holländer wollte. Er gewann zuerst, dann verlor er. Nach einigen Wechselfällen von Gewinn und Verlust schieden sie ohne Ergebnis. Wir erwiderten die Einladung der holländischen Offiziere. Wieder wurde gespielt. Roger und der Leutnant kamen wieder auf gleich. Kurz, sie trafen mehrere Tage hindurch bald im Kaffeehause, bald an Bord zusammen,

versuchten alle Arten von Spielen, besonders das Brett, und erhöhten den Einsatz von Mal zu Mal, also dass sie endlich bei 25 Dukaten angelangt waren. Eine ungeheuerliche Summe das für Offiziere von unsern bescheidenen Mitteln: mehr als das Gehalt zweier Monate! Nach Verlauf einer Woche hatte Roger sein ganzes Geld verloren und ausserdem 3000 oder 4000 Franken, die er von allen Seiten hatte borgen müssen.
Sie können sich wohl vorstellen, dass Roger und seine Geliebte nachgerade zu gemeinsamer Haushaltung und Kasse übergegangen waren, das heisst, Roger, dem damals gerade ein ansehnlicher Prisenanteil zugefallen war, hatte zum Gemeingute zehn- oder zwanzigmal mehr beigesteuert als die Schauspielerin. Nichtsdestoweniger betrachtete er dieses Gemeingut in erster Linie immer als das Eigentum seiner Geliebten und hatte für seine persönlichen Bedürfnisse nur etwas über 50 Dukaten zurückbehalten. Indessen sah er sich genötigt, zu diesem Notpfennig seine Zuflucht zu nehmen, um das Spiel fortsetzen zu können. Gabriele enthielt sich

jeder Bemerkung darüber. Das Haushaltungsgeld wanderte den Weg des Taschengeldes. Bald war Roger bemüssigt, seine letzten 25 Dukaten auszuspielen.

Er spannte seine Aufmerksamkeit aufs höchste an; die Partie zog sich in die Länge und gab zu manchem Wortwechsel Anlass. Es kam ein Augenblick, da Roger, den Würfelbecher in der Hand, nur mehr eine Möglichkeit hatte, zu gewinnen: ich glaube, er brauchte sechs und vier. Es war tief in der Nacht. Ein Offizier, der ihnen lange beim Spiel zugesehen hatte, war endlich im Lehnstuhl eingeschlafen. Der Holländer war müde und erschöpft, hatte auch viel Punsch getrunken. Nur Roger war bei vollem Bewusstsein und nahe daran, zu verzweifeln. Mit einem Schauder warf er die Würfel. Er warf sie so heftig aufs Brett, dass von der Erschütterung ein Leuchter zu Boden fiel. Der Holländer wendete den Kopf zuerst nach der Kerze, die sein neues Beinkleid mit Wachs betropft hatte, dann erst sah er die Würfel an ... Sie zeigten sechs und vier ... Bleich wie der Tod nahm Roger seine

25 Dukaten in Empfang. Sie setzten das Spiel fort. Das Geschick begünstigte meinen armen Freund, obwohl er absichtlich seinen Vorteil übersah und seine Felder auf eine Weise besetzte, wie wenn er verlieren wollte. Der Holländer gab nicht nach, er verdoppelte, verzehnfachte seinen Einsatz: immer verlor er. Ich sehe ihn noch vor mir; er war gross, blond, gleichmütig, sein Gesicht schien aus Wachs geformt zu sein.

Endlich erhob er sich. Er hatte 80000 Franken verloren, und er zahlte sie aus, ohne dass seine Miene die geringste Erregung verraten hätte.

Roger sagte: „Was wir diesen Abend gemacht haben, gilt nicht. Sie haben ja halb geschlafen; ich nehme das Geld nicht an."

„Sie scherzen wohl", antwortete der gleichmütige Holländer; „ich habe sehr gut gespielt, aber die Würfel sind gegen mich gewesen. Ich bin davon überzeugt, dass ich Sie immer noch einhole, und wenn ich Ihnen 48* vorgebe. Gute Nacht." Damit ging er.

* „quatre trous" = vier von den zwölf auf einer Seite zu besetzenden Löchern im Brett. (D. Ü.)

Am folgenden Tag erfuhren wir, dass er, in seinem Zimmer angelangt, erst eine Bowle Punsch hinabgegossen und sich dann aus Verzweiflung über seinen Verlust erschossen hatte.

Die 80 000 Franken, die Roger gewonnen hatte, lagen auf einem Tisch ausgebreitet, und Gabriele betrachtete sie mit einem Lächeln der Befriedigung. „Jetzt sind wir reich genug“, sagte sie, „was sollen wir mit so viel Geld anfangen?“

Roger antwortete nicht. Seit dem Tode des Holländers war er wie vor den Kopf geschlagen.

Gabriele fuhr fort: „Jetzt heisst es übermütig, toll sein! So leicht erworbenes Geld muss man auch leicht ausgeben. Kaufen wir uns einen Wagen und ärgern damit den Hafenkommandanten samt Gattin. Ich will Diamanten haben, Seidenzeug. Bitt um Urlaub, und gehn wir nach Paris; hier kann man mit so viel Geld gar nicht fertig werden.“

Sie hielt inne und betrachtete Roger, der, die Augen an den Boden geheftet, den Kopf auf die Hand gestützt, ihre Worte nicht

gehört hatte. Er schien in seinem Hirn die düstersten Gedanken zu wälzen.

„Was hast du denn, Roger?“ rief sie und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Mir scheint, du maulst und willst nicht den Mund aufmachen?“

Mit einem unterdrückten Seufzer sagte er endlich: „Ich bin sehr unglücklich“.

„Unglücklich! Gott verzeih mir, du hast etwa gar Gewissensbisse, weil du den dicken Mynheer ausgesackt hast?“

Er hob den Kopf und sah sie mit verstörtem Blick an.

„Was liegt daran“, fuhr sie fort, „dass er die Sache tragisch genommen hat und sein bischen Hirn hat draufgehn lassen. Ich kann keinen Spieler bedauern, der verliert. Und sicherlich ist sein Geld bei uns eher am Platz als bei ihm, er hätte es auf Trinken und Rauchen hinausgeworfen, wohingegen wir tausend tolle Streiche aufführen werden, einer nobler als der andre.“

Roger wanderte im Zimmer umher. Er hielt den Kopf auf die Brust gesenkt, und seine halb geschlossenen Augen standen voll

Tränen. Sein Anblick hätte Ihnen Erbarmen eingeflößt.

„Weisst du", sagte Gabriele, „dass Leute, die deine fabelhafte Feinfühligkeit nicht kennten, fast meinen müssten, du hättest falsch gespielt."

Er blieb vor ihr stehn. „Und wenn es wahr wäre?" sagte er mit dumpfer Stimme.

„Geh", sagte sie lächelnd, „du bist zum Schwindeln lang nicht schlau genug."

„Ich habe es doch getan, Gabriele, ja, ich habe ihn wie ein Schuft betrogen."

Er war so erregt, dass sie leider an der Wahrheit seiner Worte keinen Zweifel mehr hegen konnte. Sie liess sich auf eine Ruhbank nieder und verharrte eine Weile in Schweigen. Endlich sagte sie mit einer Stimme, die ihre Erschütterung verriet: „Lieber hätte ich dich als zehnfachen Mörder vor mir stehn sehen mögen."

Totenstille folgte diesen Worten. Das Schweigen währte wohl eine halbe Stunde. Sie sassen beide auf dem Sofa und hatten einander nicht ein einziges Mal angesehen. Roger erhob sich zuerst.

„Guten Abend“, sagte er. Seine Stimme war ganz ruhig.
„Guten Abend“, antwortete sie. Es klang trocken und kalt.
Roger hat mir später gestanden, dass er sich noch an jenem Abend würde getötet haben, hätte er nicht befürchten müssen, die Kameraden würden die Ursache seines Selbstmordes erraten haben. Er wollte nicht, dass sein Andenken befleckt bliebe.
Am folgenden Tage zeigte sich Gabriele heiter wie immer; es schien fast, als hätte sie das Geständnis des Vorabends vergessen. Roger war düster, seltsam, mürrisch geworden. Er verliess kaum sein Zimmer, mied seine Freunde und sprach oft tagelang kein Wort mit seiner Geliebten. Ich schrieb seine Traurigkeit einer achtbaren, aber übertriebenen Feinfühligkeit zu und versuchte mehrere Male, ihn zu trösten, doch er wies mich kurz ab und heuchelte völlige Gleichgültigkeit wegen des Schicksals seines unglücklichen Partners. Eines Tages machte er sogar gegen die Holländer überhaupt einen heftigen Ausfall und be-

hauptete steif und fest, es gäbe in Holland überhaupt keinen anständigen Menschen. Indessen trachtete er heimlicher Weise, über die Familie des holländischen Leutnants etwas in Erfahrung zu bringen; aber niemand vermochte ihm die gewünschte Auskunft zu geben.
Sechs Wochen nach jener unglücklichen Brettpartie fand Roger bei Gabrielen ein Briefchen, darin ein Seekadett ihr für erwiesene Gunst seine Erkenntlichkeit zu bezeigen schien. Gabriele war die Unordnung selbst; sie hatte das Briefchen auf dem Kamin liegen lassen. Ich weiss nicht, ob sie ihm wirklich untreu gewesen war, jedenfalls glaubte es Roger, und seine Wut war grenzenlos. Diese Liebe und ein Rest von Stolz waren die einzigen Gefühle, die ihn noch ans Leben zu fesseln imstande waren, und nun sollte das stärkere von beiden plötzlich auf solche Weise zerstört worden sein! Er überhäufte die hochmütige Schauspielerin mit Beschimpfungen, ja bei seiner Heftigkeit fehlte nicht viel, dass er sie geschlagen hätte.

„Ohne Zweifel", sagte er, „hat dir der Laffe reichlich Geld gegeben? Geld ist ja die einzige Sache, die du liebst, und du würdest dem schmierigsten Matrosen deine Gunst nicht versagen, wenn er sie dir gut bezahlte."
„Warum nicht?" antwortete die Schauspielerin kaltblütig. „Ja, ich liesse mich wohl auch von einem Matrosen bezahlen, aber . . . bestehlen würde ich ihn nicht."
Roger stiess einen Schrei aus. Bebend vor Wut zog er seinen Dolch, eine Weile starrte er Gabriele mit aufgerissenen Augen an, dann sich mit aller Kraft zusammennehmend, warf er ihr die Waffe vor die Füsse und verliess das Gemach, um nicht der schrecklichen Versuchung zu unterliegen, die ihn zu überwältigen drohte.
An diesem Abend ging ich noch sehr spät an dem Hause vorbei, wo er wohnte, und da ich Licht bei ihm sah, trat ich ein. Ich wollte ein Buch von ihm borgen. Ich fand ihn emsig schreibend. Er fuhr auch darin fort, kaum dass er meine Anwesenheit im Zimmer zu bemerken schien. Ich nahm neben seinem Tische Platz und betrachtete seine

Züge; sie waren so verstört, dass jeder andre Mühe gehabt hätte, ihn zu erkennen. Da fiel mir auf dem Tisch ein bereits versiegelter Brief ins Auge, der an mich überschrieben war. Ich öffnete ihn allsogleich. Roger teilte mir darin mit, dass er im Begriff stehe, sein Leben zu endigen, und betraute mich mit verschiedenen Aufträgen. Während ich las, schrieb er immer weiter, ohne auf mich acht zu nehmen: er sagte Gabrielen Lebewohl. ... Sie können sich vorstellen, wie betroffen ich war und was ich ihm, in meiner Bestürzung über seinen Entschluss, sagte: „Was, du willst dich töten? Du, der du so glücklich bist!"

„Mein Freund", sagte er, indem er den Brief versiegelte, „du weisst nichts. Du kennst mich nicht. Ich bin ein Schuft. Ich bin so verächtlich, dass mich ein Freudenmädchen beschimpft, und ich fühle so meine Gemeinheit, dass ich nicht die Kraft habe, sie zu schlagen." Nun erzählte er mir die Geschichte der Brettpartie und alles, was Sie schon wissen. Ich war beim Zuhören mindestens ebenso ergriffen wie er

selbst; ich wusste nicht, was ich sagen sollte; ich drückte ihm die Hand. Mir standen Tränen in den Augen, aber ich vermochte kein Wort hervorzubringen. Endlich kam mir der Einfall, ihm einzureden, dass er sich nicht vorwerfen könne, den Untergang des Holländers absichtlich bewirkt zu haben, und dass er im übrigen ja durch seine ... Schwindelei ... ihn nicht mehr als 25 Napoleons habe verlieren lassen.

„Also bin ich“, rief er mit bitterm Spott, „ein kleiner Dieb, kein grosser. Ich mit meinem Ehrgeiz! Nichts als ein armseliger kleiner Gauner!“ Er lachte auf. Ich brach in Tränen aus.

Da ging die Tür. Eine Frau trat ein und warf sich ihm an die Brust: es war Gabriele. „Verzeih mir“, rief sie, ihn heftig an sich pressend, „verzeih mir. Ich fühle es, nur dich lieb ich. Ich liebe dich jetzt noch mehr, als wenn du das nicht begangen hättest, was du dir vorwirfst. Wenn du willst, stehle ich. Ich habe schon gestohlen — ja, ich habe gestohlen. Ich habe eine

goldne Uhr gestohlen. Was kann man ärgeres begehn?"
Roger schüttelte mit ungläubiger Miene den Kopf, aber seine Stirn schien sich zu erhellen. „Nein, armes Kind", sagte er und löste sich sanft von ihr, „ich muss mich unbedingt töten. Ich leide zu sehr. Ich kann den Schmerz, den ich fühle, nicht überwinden."
„Gut, Roger, wenn du sterben willst, so werde ich mit dir sterben. Was ist mir das Leben ohne dich! Ich habe Mut. Ich kann schiessen. Ich werde mich genau so gut wie ein andrer umbringen. Ich habe doch Theater gespielt, ich bin es ja gewohnt." Als sie begann, hatte sie Tränen in den Augen; dieser Einfall machte sie lachen. Selbst über Rogers Antlitz flog ein Lächeln. Sie klatschte in die Hände. „Du lachst", rief sie, ihn umarmend, „nein, du wirst dich nicht töten." Und immer von neuem umarmte sie ihn. Sie lachte bald und weinte wieder, bald fluchte sie wie ein Matrose, denn sie gehörte keineswegs zu den Weibern, die einen derben Ausdruck scheuen.

Mittlerweile hatte ich mich seiner Pistolen und seines Dolches bemächtigt und sagte: „Mein lieber Roger, du hast eine Geliebte und einen Freund, und beide haben dich lieb. Glaube mir, du darfst noch auf einiges Glück in dieser Welt rechnen.“ Ich umarmte ihn und liess ihn mit Gabrielen allein.

Ich glaube, wir wären seinen düstern Entschluss nicht zu hindern, nur zu verzögern imstande gewesen, wenn er nicht vom Ministerium den Befehl erhalten hätte, als erster Leutnant mit einer Fregatte abzusegeln, die in den indischen Gewässern kreuzen sollte, nachdem sie die Blockade der englischen Eskadre würde durchbrochen haben. Die Aufgabe war entschieden ein Wagestück. Ich gab ihm nicht undeutlich zu verstehn, dass es sich mehr verlohnte, auf ehrenvolle Art durch eine englische Kugel zu sterben, als selbst Hand an sich zu legen, ruhmlos und ohne dem Vaterland zu nützen .... Er versprach, sich nicht zu töten.

Von jenen 80000 Franken verteilte er die Hälfte unter Matrosen, die als Krüppel

verabschiedet waren, und an Witwen und Waisen von Seeleuten. Den Rest gab er Gabrielen, die anfänglich sich verschwor, das Geld nicht anders denn zu guten Werken zu verwenden. Die Arme. Sie hatte ja die beste Absicht, Wort zu halten, aber die Begeisterung verflog bei ihr schnell. Ich habe später erfahren, dass sie einige tausend Franken an arme Leute austeilte. Von dem übrigen kaufte sie sich Putz.
Wir zwei, Roger und ich, schifften uns auf einer schönen Fregatte ein, der Galathea. Unsre Leute waren tapfer, gut ausgebildet, in trefflicher Zucht. Aber unser Kommandant war ein Tropf, der sich für einen zweiten Jean Bart hielt, weil er noch über einen Fechtlehrer fluchen konnte, sein Französisch verhunzte und niemals die Theorie seines Berufs erlernt hatte, mit dessen Handhabung es bei ihm übrigens auch nicht weit her war. Trotzdem war ihm der Zufall günstig, anfänglich wenigstens. Wir verliessen glücklich die Reede, dank einem Sturm, der das blockierende Geschwader zwang, die offne See aufzusuchen; und wir begannen

unser Kreuzen damit, dass wir eine englische Korvette und ein Handelsschiff an der Küste von Portugal in Brand steckten.

Wir schwammen nur langsam den indischen Gewässern zu, gehemmt durch widrige Winde sowohl als durch falsche Manöver unsres Kapitäns, dessen Ungeschicklichkeit die Gefahr unsrer Fahrt erhöhte. Bald der Übermacht weichend, bald Kauffahrteischiffe verfolgend, verging uns kein Tag ohne ein neues Abenteuer.

Aber weder das gefahrvolle Leben, das wir führten, noch die Anstrengungen, die seine Tätigkeit als erster Leutnant der Fregatte mit sich brachte, vermochten Roger die düstern Gedanken zu vertreiben, die ihn ohne Unterlass verfolgten. Er, der früher als der tüchtigste, schneidigste Offizier im Hafen gegolten hatte, beschränkte sich jetzt darauf, seine Pflicht zu erfüllen. Sobald sein Dienst getan war, verschloss er sich in seine Kajüte, ohne Bücher, ohne Schreibpapier. Stunden um Stunden brachte er auf seinem Lager zu, aber den Unglückseligen floh der Schlaf.

Ich, der ich seine Niedergeschlagenheit mit ansah, kam eines Tags auf den Einfall, ihm zu sagen: „Mensch, du machst dir wahrlich Sorgen um geringer Dinge willen. Du hast einem dicken Holländer fünfundzwanzig Napoleons herausgezogen, aber Gewissensbisse hast du, als ob es sich um eine Million handelte. Sag mir doch einmal, ob du welche gespürt hast, als du mit der Frau des Präfekten von . . . ein Verhältnis hattest. Und sie war doch wohl mehr als fünfundzwanzig Napoleons wert."
Ohne mir zu antworten, kehrte er mir auf seiner Matratze den Rücken zu.
Ich fuhr fort: „Von allem andern abgesehn, lag deinem Verbrechen, da du es schon so nennen willst, doch eine achtungswerte Absicht zugrunde, es war aus einem hochherzigen Sinn geboren."
Er wandte den Kopf und sah mich mit einem ingrimmigen Blick an.
„Gewiss, denn wenn du verloren hättest, was wäre denn aus Gabriele geworden? Das arme Kind hätte sein letztes Hemd für dich verkauft . . . Wenn du verlorst, war sie

dem Elend preisgegeben . . . Für sie also, aus Liebe zu ihr hast du betrogen. Es gibt Menschen, die aus Liebe morden, die sich selbst töten. Du, mein teurer Roger, hast mehr getan. Für unser einen gehört mehr Mut dazu, zu . . . stehlen, um es gerade heraus zu sagen, als sich umzubringen."

Ich mache mich jetzt vielleicht lächerlich, sagte der Kapitän, seine Erzählung unterbrechend. Ich versichere Ihnen, meine Freundschaft zu Roger hat mir in jenem Augenblick eine Beredsamkeit verliehen, die ich heute nicht aufbringe; und der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht, als ich so zu ihm sprach, überzeugt gewesen bin und jedes Wort geglaubt habe, das ich ihm sagte. Ja, ich war eben damals jung!

Roger blieb mir eine Weile die Antwort schuldig. Er reichte mir die Hand. „Lieber Freund", sagte er, und er tat sich augenscheinlich Gewalt an, „du hältst mich für besser, als ich bin. Ich bin ein feiger Schuft. Als ich den Holländer betrog, dachte ich an nichts anders, als fünfundzwanzig Napoleons

zu gewinnen. Nichts sonst. Ich habe nicht an Gabriele gedacht, und das ist es gerade, warum ich mich verachte .... Ich! und meine Ehre minder schätzen als fünfundzwanzig Napoleons! ... Was für eine Gemeinheit! ... Jawohl, glücklich wäre ich, könnte ich mir sagen: ich habe gestohlen, um Gabriele aus der Not zu befreien .... Aber nein, nein, ich habe gar nicht an sie gedacht .. Wo war meine Liebe in jenem Augenblick! .. Ich war bloss ein Spieler .. Ich war ein Dieb .. Ich habe Geld gestohlen, um Geld zu haben. Und diese Handlung hat mich so herabgewürdigt, so schlecht gemacht, dass ich heute weder Mut noch Liebe in mir fühle ... Ich lebe und ich denke gar nicht mehr an Gabriele ... Mit mir ist's aus."

Er machte einen so verzweifelten Eindruck, dass, wenn er von mir Pistolen verlangt hätte, sich zu töten, ich sie ihm, glaube ich, gegeben hätte.

Es war an einem Freitag, einem Unglückstage, als wir eine mächtige englische Fregatte, die „Alkestis", sichteten, die auf uns

Jagd machte. Sie hatte achtundfünfzig Kanonen an Bord, wir nur achtunddreissig. Wir setzten alle Segel bei, um ihr zu entrinnen, aber sie hatte bessre Fahrt; jeden Augenblick kam sie uns näher; es war gewiss, dass wir noch vor Eintritt der Nacht zu einem ungleichen Gefecht würden gezwungen sein. Der Kapitän berief Roger in seine Kajüte, wo sie eine gute Viertelstunde beratschlagten. Roger kam wieder auf Deck, nahm mich am Arm und zog mich abseits.

„Von jetzt über zwei Stunden“, sagte er, „wird das Treffen beginnen. Der gute Mann, der dort auf dem Achterdeck wie ein Besessener auf und ab rennt, hat den Kopf verloren. Es gab nur zwei Wege: der erste, ehrenvollere, war, den Feind herankommen zu lassen und ihm dann enternd hundert entschlossene Kerls entgegenzuwerfen; der andre ist nicht schlecht, aber eher feig: wir hätten uns zu entlasten, indem wir einige von unsern Kanonen über Bord schickten. Dann könnten wir in allernächster Nähe der afrikanischen Küste hinsegeln,

die wir dort backbord schon deutlich erblicken. Der Engländer sähe sich, aus Angst, aufzufahren, genötigt, uns entwischen zu lassen. Aber unser guter Kapitän ist weder ein Feigling noch ein Held: er wird sich aus der Ferne vom Geschütz zum Wrack schiessen lassen und dann nach einer Stunde Gefechtes ehrenvoll die Flagge streichen. Um so schlimmer für euch: die Pontons von Portsmouth sind euch sicher. Was mich betrifft, ich verzichte auf das Vergnügen, sie kennen zu lernen."

„Vielleicht", meinte ich „fügen unsre ersten Schüsse dem Gegner genügend Schaden zu, dass er die Verfolgung aufgibt."

„Hör an, ich will mich nicht gefangen nehmen, ich will mich töten lassen. Es ist an der Zeit, dass ich ein Ende mache. Wenn ich unglückseligerweise nur verwundet werden sollte, gib mir dein Ehrenwort, dass du mich über Bord wirfst. Das Meer ist das Bett, in dem ein braver Seemann, der ich war, sterben soll."

„Du rasest!" rief ich. „Was für eine Aufgabe mutest du mir zu!"

„Du wirst die Pflicht eines guten Freundes erfüllen. Du weisst, dass ich sterben muss. Ich habe darein gewilligt, mich nicht zu töten, einzig und allein in der Hoffnung, dass ich den Tod anders finden würde. Du wirst dich wohl erinnern. Versprich mir das also. Wenn du mir's verweigerst, werde ich den Dienst vom Bootsmann dort verlangen, er wird mir ihn nicht versagen."
Ich überlegte eine Weile. Dann sagte ich: „Ich gebe dir mein Ehrenwort, dass ich ausführen werde, was du verlangst, aber nur für den Fall, als du auf den Tod und hoffnungslos verwundet sein solltest. Für diesen Fall willige ich darein, dir die Schmerzen zu ersparen."
„Ich werde auf den Tod verwundet oder ich werde getötet werden." Er reichte mir die Hand. Ich drückte sie heftig. Von da an war er ruhiger, ja eine Art von kriegerischer Lust erhellte sein Gesicht.
Gegen drei Uhr nachmittag begannen die Jagdstücke des Feindes in unser Takelwerk zu feuern. Wir geiten dann einen Teil der Segel; wir boten der Alkestis die

Breitseite und eröffneten ein Schnellfeuer, das die Engländer kräftig erwiderten. Als das Gefecht ungefähr eine Stunde gedauert hatte, wollte der Kapitän, der nichts zu gehöriger Zeit unternahm, das Entern versuchen. Aber wir zählten bereits viele Tote und Verwundete, und der Rest der Mannschaft hatte an Kampfesfreudigkeit eingebüsst; endlich hatte die Takelage sehr gelitten, und unsre Masten waren stark beschädigt. Im Augenblick, da wir unsre Segel entfalteten, um uns dem Engländer zu nähern, stürzte unser Hauptmast, der schon gar keinen Halt mehr hatte, mit einem schrecklichen Gekrach ein. Die Alkestis benützte die Verwirrung, die uns dieser Fall für den Moment bereitet hatte. Dicht unter unserm Heck gab sie uns auf halbe Pistolenschussweite ihre volle Breitseite. Die Ladung ging unsrer armen Fregatte durch und durch. Sie hatte auf diesem Punkt nichts entgegenzustellen als zwei kleine Kanonen.

In diesem Augenblick befand ich mich neben Roger, der damit beschäftigt war, die Taue, die den gestürzten Mast noch

hielten, kappen zu lassen. Ich spüre, wie er mir mit Gewalt den Arm presst; ich wende mich und sehe ihn auf die Planken geschmettert und über und über mit Blut bedeckt. Er hatte eine Kartätschenladung in den Leib bekommen.
Der Kapitän rannte zu ihm. „Was jetzt, Leutnant?“ schrie er.
„Die Flagge an diesen Maststumpf nageln und sinken.“
Der Kapitän verliess ihn allsogleich. Der Rat war wenig nach seinem Geschmack.
„Auf“, sagte Roger, „erinnere dich deines Versprechens.“
„Es ist nichts“, sagte ich, „du kannst davonkommen.“
„Wirf mich über Bord“, rief er unter grässlichen Verwünschungen und packte mich am Rockschoss. „Du siehst wohl, dass ich das nicht überstehen kann; wirf mich ins Meer, ich will ihn unsre Flagge nicht streichen sehn.“
Zwei Matrosen näherten sich ihm, um ihn in den Schiffsraum zu tragen. „An die Geschütze, Schurken!“ brüllte er sie an,

„schiesst mit Kartätschen und zielt aufs Verdeck. Und du, wenn du dein Wort brichst, sollst du verflucht sein, und es soll keinen gemeinern und feigern Menschen auf Erden geben".

Seine Wunde war unzweifelhaft tödlich. Ich sah, wie der Kapitän einen Seekadetten berief und ihm befahl, unsre Flagge zu streichen.

„Gib mir noch einmal die Hand", sagte ich Roger. Und in dem Augenblick, da unsre Flagge sank — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Fähnrich stürzte auf uns zu und unterbrach ihn: „Kapitän, ein Wal, auf Backbord!"

„Ein Wal", rief der Kapitän, ausser sich vor Freude, und mitten im Satz: „Rasch, rasch, die Schaluppe los, die Jolle, alle Schaluppen los! Harpunen, Taue! usw. usw.!"

Ich habe nicht erfahren, wie der arme Leutnant Roger gestorben ist.

# DIE VENUS VON ILLE (1837)

*Ιλεὼς ἦν δ'ἐγὰ, ἔστω ὁ ἀνδρίας*
*καὶ ἤπιος, οὔτως ανδρεῖος ὤν.*
*ΔΟΥΚΙΑΝΟΥ ΦΙΛΟΨΕΥΔΗΣ.*

ICH stieg den letzten Hang des Canigou hinab. Obwohl die Sonne bereits untergegangen war, unterschied ich in der Ebene die Häuser der kleinen Stadt Ille, meines Reiseziels.

— Zweifellos wisst Ihr, sagte ich zu dem Katalonier, der mir seit dem Vorabend als Führer diente, wo Herr von Peyrehorade wohnt?

— Das will ich meinen! rief er, ich kenne sein Haus wie mein eigenes, und wenn es nicht so dunkel wäre, würde ich es Euch zeigen. Es ist das schönste von Ille. Ja, Herr von Peyrehorade, der hat Geld; und seinen Sohn verheiratet er noch reicher.

— Und wird diese Heirat bald erfolgen? fragte ich.

— Sehr bald. Es ist möglich, dass die Musikanten für die Feier schon bestellt sind. Vielleicht noch heut abend, morgen, übermorgen, was weiss ich? Geheiratet wird in Puygarrig; der junge Herr wird nämlich

das Fräulein von Puygarrig heimführen. Ja, das wird eine schöne Hochzeit sein!

Ich war an Herr von Peyrehorade von meinem Freunde M. von P. empfohlen. Er hatte von ihm als von einem sehr unterrichteten und ausserordentlich entgegenkommenden Altertumsforscher gesprochen. Er werde sich ein Vergnügen daraus machen, mir alle Ruinen zehn Meilen im Umkreise zu zeigen. So durfte ich denn auf ihn als Begleiter bei meinen Besuchen in der Umgebung von Ille zählen, die, wie ich wusste, an Baudenkmälern aus dem Altertum und dem Mittelalter reich war. Diese Heirat, von der ich jetzt zum erstenmal erfuhr, schien geeignet, meine Pläne in Frage zu stellen.

Ich musste mir sagen, dass ich da recht ungelegen käme.

Aber man erwartete mich. Meine Ankunft war von meinem Freunde bereits angemeldet worden. Ich musste mich wohl oder übel einfinden.

— Wetten wir, Herr, sagte mein Führer, als wir uns schon in der Ebene befanden, wetten wir um eine Zigarre, dass ich er-

raten kann, was Ihr bei Herr von Peyrehorade zu tun habt?

Ich reichte ihm eine Zigarre. — Das wird wohl nicht gar schwer zu erraten sein. Um diese Stunde und wenn man sechs Meilen Bergwanderung im Leib hat, ist das Abendessen das Wichtigste.

— Gut, aber morgen?... Zehn gegen eins: Ihr kommt nach Ille, um das Götzenbild zu sehn? Ich habe mir das gleich gedacht, als ich Euch die Heiligen von Serrabona abzeichnen sah.

— Das Götzenbild? Was für ein Götzenbild? Das Wort hatte meine Neugierde rege gemacht.

— Was! Man hätte Euch in Perpignan nicht erzählt, dass Herr von Peyrehorade ein unterirdisches Götzenbild aufgefunden hat?

— Ein unterirdisches? Ihr wollt wohl sagen: ein irdenes, ein Bildwerk aus Thonerde?

— O nein. Aus Kupfer vielmehr, und einen tüchtigen Haufen Geld könnte man daraus münzen! Das Ding hat ein Gewicht wie eine Kirchenglocke. Und tief genug unter

einem Olivenbaum haben wir es heraufzuholen gehabt.

— Ah, Ihr seid dabei gewesen, als man es fand?

— Versteht sich. Vierzehn Tage wird es her sein, dass Herr von Peyrehorade uns, Jean Coll nämlich und mir, den Auftrag gab, einen alten Olivenbaum auszugraben, der im vorigen Jahr erfroren war. Ihr wißt ja, wie schlimm das Jahr gewesen ist. Also, wie wir da so graben, tut Jean Coll, der sich gewaltig ins Zeug legte, einen Hieb mit der Haue, und ich höre bimm..., wie wenn er auf eine Glocke geschlagen hätte. Ja, was ist denn das? sag ich. Wir hacken drauf los und hacken, und auf einmal kommt eine schwarze Hand heraus aus der Erde, wie die Hand von einem Toten. Ich, mich packt die Angst, ich laufe zum Herrn und sag ihm: Herr, sag ich, Tote sind unter dem Baum. Man muss den Pfarrer rufen. — Was für Tote? sagt er. Dann kommt er gleich mit, und hat nicht sobald die Hand gesehn, als er ruft: Eine Antike, eine Antike! Wie wenn er einen

Schatz gefunden hätte. Und schon ist er daran, und plagt sich ab, mit der Hacke, mit den Händen, und hat fast so viel geschafft wie wir zwei.

— Nun, und was war es denn schliesslich?

— Eine grosse schwarze Frau, Herr, mehr als zur Hälfte nackt, mit Respekt zu sagen, ganz aus Kupfer, und Herr von Peyrehorade hat uns gesagt, dass das ein Götzenbild wäre aus der heidnischen Zeit..., aus der Zeit von Karl dem Grossen, oder so was.

— Ah, ich weiss schon, was das sein wird. ... Irgend eine heilige Jungfrau aus Bronze, aus einem zerstörten Kloster.

— Ja, eine schöne heilige Jungfrau! Hat sich was mit heilig! Eine heilige Jungfrau, die hätte ich schon erkannt. Ein Götzenbild, sag ich Euch. Man sieht es ihr auch an. Die grossen weissen Augen lassen einen ja nicht los. Das geht durch und durch. Sie zwingt einen, die Blicke niederzuschlagen.

— Weiss sind die Augen? Also wohl in das Erz eingefügt. Das wird irgend eine römische Statue sein.

— Richtig. Römisch. Herr von Peyrehorade sagt auch, dass es eine Römerin ist. Ah, man sieht, dass Ihr auch ein Gelehrter seid wie er.

— Ist sie ganz, gut erhalten?

— Nichts fehlt ihr, Herr, gar nichts. Sie ist sogar schöner und besser ausgeführt als die gemalte Gipsbüste von Louis Philipp auf dem Rathaus. Aber trotz alledem, das Gesicht von dem Götzenbild will mir gar nicht gefallen. Sie sieht so bös aus . . ., und sie ist auch bös.

— Bös, was hat sie Euch denn Böses getan?

— Mir gerade nicht, aber hört nur weiter. Wir hatten uns die Seele aus dem Leib gerackert, um sie aufzurichten, und Herr von Peyrehorade war auch dabei und zog auch am Strick, obgleich er nicht mehr Kraft hat als ein Huhn, der Gute. Es war keine kleine Arbeit, sie gerade zu stellen. Ich hob einen Ziegel auf, um ihn ihr unterzuschieben, . . . da, bum-bauz, fällt sie, so gross wie sie dasteht, hintenüber. Achtung hinten! schrei ich. Aber schon zu spät, denn Jean Coll

hat keine Zeit mehr gehabt, sein Bein wegzuziehen . . . .

— Und ist ihm etwas geschehn?

— Sein armes Bein, knacks, wars zerbrochen wie eine Weinlatte. Eiweh! Als ich das sah, war ich wütend! Am liebsten wäre ich dem Heidenzeug mit der Hacke auf den Leib gegangen, hätte mich Herr von Peyrehorade nicht zurückgehalten. Er hat dem Jean Coll Geld gegeben, aber der liegt noch im Bett, vierzehn Tage schon, seitdem ihm die Geschichte zugestossen ist, und der Arzt sagt, dass er mit dem Bein nie mehr so wird gehen können wie mit dem andern. Es ist ein Jammer, denn er war von allen der beste Läufer und nach dem jungen Herrn der geschickteste Ballspieler, und Herr Alphons von Peyrehorade war auch traurig darüber, denn mit dem Coll hat er immer gespielt. Das war ein schöner Anblick, wie die beiden einander die Bälle zurückgaben! Paff, paff! Niemals kam einer auf den Boden.

Unter solchem Geplauder waren wir in Ille angelangt, und bald stand ich Herr von

Peyrehorade gegenüber. Es war ein kleiner alter Mann, noch ganz frisch und rührig, gepudertes Haar, rote Nase, mit der liebenswürdigen Miene eines freundlichen Schäkers. Noch eh er den Brief meines Freundes eröffnet hatte, fand ich mich vor einer reichlich bestellten Tafel. Seiner Frau und seinem Sohne hatte er mich als einen berühmten Altertumsforscher vorgestellt, der berufen sei, die Landschaft Rousillon der Vergessenheit zu entreissen, darin sie die Gleichgültigkeit der Gelehrten bisher hatte schmachten lassen. Während ich den Speisen alle Ehre erwies — nichts fördert so die Esslust wie die scharfe Luft der Berge —, betrachtete ich meine Gastgeber. Ich habe bereits von Herrn von Peyrehorade gesprochen; ich muss hinzufügen, dass er die Lebhaftigkeit selbst war. Er plauderte und ass dabei, stand auf, eilte an seinen Bücherschrank, schleppte Bücher heran, zeigte mir Stiche, goss mir Wein ein; nicht zwei Minuten konnte er ruhig sitzen bleiben. Seine Frau mit ihren etwas verfetteten Formen — die wenigsten Kata-

lonierinnen, wenn sie die Vierzig überschritten haben, entgehen diesem Schicksal — schien mir die richtige Kleinstädterin, die in den Sorgen der Hauswirtschaft aufgeht. Obwohl das Abendmahl für mindestens sechs Personen zureichend genannt werden durfte, konnte sie nicht umhin, noch in die Küche zu laufen, liess Tauben abschlachten, Hirsebrei rösten, brach eine Unzahl von Töpfen mit Eingemachtem an. In einem Nu war die Tafel mit Schüsseln und Flaschen überladen, und ich hätte mir den Tod holen können, wenn ich von all dem, was man mir anbot, auch nur hätte kosten mögen. Und bei jedem Gerichte, das ich ablehnte, gab es neue Entschuldigungen. Man sprach die Befürchtung aus, dass ich mich in Ille gewiss recht unwohl fühlen würde. Ach Gott, in der Provinz habe man eben gar so wenig Auswahl, und die Pariser wären alle so heikel!

Mitten unter diesem Gehen und Kommen seiner Eltern verharrte Herr Alphons von Peyrehorade steif wie ein Ölgötze. Er war ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig

Jahren, gross und mit schönen regelmässigen, aber ausdruckslosen Gesichtszügen. Seine ganze Gestalt und ihre athletische Bauart waren geeignet, seinen Ruf als eines unermüdlichen Ballspielers, dessen er sich in der Landschaft erfreute, zu rechtfertigen. An diesem Abend war er mit Eleganz gekleidet, genau nach dem letzten Modekupfer. Aber er machte mir den Eindruck, als fühle er sich in seinen Kleidern nicht behaglich. Wie ein Stock sass er da in seinem hohen Samtkragen und wandte sich nur immer ganz nach einer Seite. Seine groben sonnenverbrannten Hände, die kurzen Fingernägel stachen sonderbar von seinem Anzug ab: Hände eines schwer arbeitenden Menschen sahen aus stutzerhaft geschnittenen Ärmeln hervor. Obgleich er mich übrigens vom Kopf bis zu den Füssen mit der grössten Neugierde betrachtete — ich war ja der Pariser —, richtete er den ganzen Abend nur ein einziges Mal das Wort an mich, und zwar, um mich zu fragen, wo ich meine Uhrkette gekauft hätte.

— Wertgeschätzter Gast, sagte Herr von

Peyrehorade, als sich die Mahlzeit langsam doch ihrem Ende näherte, Sie sind bei mir, und Sie gehören auch mir. Ich werde Sie nicht früher loslassen, als bis Sie alles gesehen haben, was es bei uns in den Bergen Sehenswürdiges gibt. Sie müssen unser Rousillon kennen lernen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie haben ja keine Ahnung, was wir Ihnen alles zeigen können. Phönizische, keltische, romanische, arabische, byzantinische Baudenkmäler, alles müssen Sie sehen, von A bis Z. Überallhin werd ich sie bringen, und nicht ein Ziegel soll Ihnen erspart bleiben.

Ein Hustenanfall zwang ihn innezuhalten. Ich benützte die Pause, ihm zu sagen, dass ich untröstlich sein würde, wenn ich ihm Umstände bereiten müsste zu einem Anlasse, der für seine Familie von so grosser Bedeutung wäre. Wenn er so gütig sein wollte, mir seine ausgezeichneten Ratschläge in Betreff der Ausflüge, die ich zu unternehmen hätte, nicht vorzuenthalten, könnte ich, ohne dass er sich der Mühe der Begleitung unterzöge . . . .

— Ach, Sie sprechen von der Heirat dieses Burschen da, rief er mich unterbrechend. Lächerlich! Das machen wir übermorgen ab. Sie werden die Feier mit uns begehen, im kleinen Kreis nur, denn die Braut ist in Trauer nach einer Tante, die sie beerbt. Also keinerlei Festlichkeit, kein Ball . . . Es ist recht schade . . . Sie hätten unsre Katalonierinnen tanzen sehen können . . . Sie sind hübsch, und vielleicht hätten Sie Lust gekriegt, meinem Alphons nachzuahmen. Man sagt ja, eine Hochzeit habe andre im Gefolge . . . Samstag, wenn die jungen Leute ein Paar sind, bin ich frei, und dann machen wir uns auf die Strümpfe. Ich muss Sie übrigens um Verzeihung bitten, dass ich Sie mit einer Provinzhochzeit behellige. Einen Pariser, der an andre Festlichkeiten gewöhnt ist . . . Noch dazu eine Hochzeit ohne Ball! Immerhin werden Sie ein junges Weibchen sehn, ein Weibchen . . . Na, Sie können mir ja dann Ihre Meinung sagen . . . Aber Sie sind wohl ein Mann, der andre Dinge im Kopf hat und sich aus den Weibern nichts mehr

macht. Ich habe auch etwas Bessres für Sie . . . Ich werde Ihnen etwas zeigen! . . . Ich habe eine Überraschung für morgen aufgehoben, wie Sie sich sie nicht träumen lassen.
— Mein Gott, sagte ich, es ist eben schwer, einen Schatz im Hause zu haben, ohne dass es sich unter den Leuten herumspricht. Ich glaube, die Überraschung erraten zu können, die Sie mir in Aussicht stellen. Aber wenn es sich wirklich um Ihre Bildsäule handelt, dann muss ich gestehen, dass die Beschreibung, die mein Führer mir davon gemacht hat, meine Neugierde nur zu spannen imstande gewesen ist: ich bin auf ein Wunder gefasst.
— Also hat er Ihnen vom Götzenbild erzählt? So nennen sie hier meine Venus Tur ... Aber was rede ich da noch viel! Morgen bei Tag werden Sie sie sehen und mir sagen, ob ich recht habe, sie für ein Meisterwerk zu halten. Wirklich, Sie hätten nicht gelegener kommen können. Es sind Inschriften vorhanden, die ich armseliger Ignorant mir auf meine Weise zurecht lege . . Aber ein Gelehrter und Pariser! Sie werden sich vielleicht über meine Auslegung lustig

machen . . . Denn ich habe eine Denkschrift ausgearbeitet ... Ich, so wie ich vor Ihnen stehe, ein alter Provinzsammler, habe mich da eingelassen . . . Die Presse soll Krämpfe bekommen . . . Wenn Sie so freundlich sein wollten, das Zeug zu lesen und durchzubessern, könnte ich immerhin die Hoffnung wagen . . . Zum Beispiel bin ich sehr neugierig darauf, zu erfahren, wie Sie die Inschrift auf dem Sockel übersetzen werden. Cave . . . Aber ich will Sie noch um gar nichts fragen. Morgen, morgen. Nicht ein Wort mehr über die Venus heute!

— Du tust gut daran, Peyrehorade, sagte seine Frau, das Götzenbild endlich in Ruhe zu lassen. Du solltest doch bemerken, dass du den Herrn vom Essen abhältst. Geh, hör mir auf, der Herr hat in Paris ganz andre Statuen gesehen als deine da! In den Tuilerien stehen sie nur zu Dutzenden herum, und auch aus Bronze.

— Das ist die Einfalt, die heilige Provinzeinfalt! unterbrach sie Herr von Peyrehorade. Eine wundervolle Antike mit den Plattheiten von Coustou zu vergleichen!

Wie verächtlich von den Göttern
Schwatzt mir da die Hausgenossin! . .
Wissen Sie übrigens, dass meine Frau allen Ernstes von mir verlangt hat, ich sollte meine Statue eingiessen lassen, um daraus eine Glocke für unsre Kirche zu erhalten? Natürlich hätte sie dann die Taufpatin sein müssen. Ein Meisterwerk von Myron! —

— Meisterwerk, Meisterwerk! Ja, ein schönes Meisterwerk hat sie schon angestellt! Einem Menschen das Bein zu brechen!

— Frau, sagte Herr von Peyrehorade in entschlossenem Ton und streckte ihr im buntgemusterten Seidenstrumpf sein rechtes Bein hin, da schau her, wenn meine Venus mir dieses Bein da zerbrochen hätte, ich würde mir nichts daraus machen.

— Um Gotteswillen, Peyrehorade, wie kannst du so etwas sagen? Glücklicherweise geht es dem Menschen schon besser. . . Damit du's nur weisst, ich kann es nicht über mich bringen, die Statue anzuschauen, die solches Unheil anrichtet. Armer Jean Coll!

— Von der Venus verwundet, mein Herr, sagte Herr von Peyrehorade und lachte ge-

räuschvoll, und der Schlingel beklagt sich!

Veneris nec praemia noris.

Wen hat sie nicht einmal verwundet!
Herr Alphons, der Französisch offenbar besser verstand als Latein, zwinkerte beifällig mit den Augen und sah mich an, als ob er mich fragen wollte: Na, Du Pariser wirst das wohl verstehn?
Die Mahlzeit war beendigt. Schon eine Stunde hatte ich zu essen aufgehört. Ich war müde und kaum mehr imstande, das Gähnen zu unterdrücken, das mich mehr als einmal bereits angewandelt hatte. Frau von Peyrehorade bemerkte es zuerst und meinte, es wäre Zeit, ans Schlafen zu denken. Da war denn wiederum Anlass genug vorhanden, sich in Entschuldigungen über das ungenügende Lager zu ergehen, das mich erwartete. Ich würde es nicht so gut haben wie in Paris. In der Provinz sei man so schlecht daran! Man müsse schon ein übriges tun und Nachsicht üben. Ich hatte gut reden. Auf meine Beteuerungen, dass mir nach einer Bergwanderung ein Bund Stroh eine köstliche Schlafstätte scheinen

würde, hiess es nur immer, ich möchte es armen Landbewohnern nicht verübeln, wenn sie mich nicht so gut behandelten, wie es ihr Wunsch gewesen wäre.

Endlich stieg ich zu dem Zimmer hinauf, das mir angewiesen war. Herr von Peyrehorade begleitete mich. Die Stiege, deren letzte Stufen aus Holz waren, führte auf einen Gang, der zu beiden Seiten eine Anzahl von Türen aufwies.

— Rechts, sagte mein Gastfreund, befindet sich das Gemach, das für die junge Frau Alphons bestimmt ist. Ihr Zimmer ist am andern Ende des Ganges. Sie verstehen, fügte er mit einem Lächeln hinzu, dem er einen pfiffigen Ausdruck zu geben bemüht war, Sie verstehen: Neuvermählte muss man absondern. Sie sind an einem Ende des Hauses, die jungen Eheleute am andern.

Wir betraten ein wohleingerichtetes Zimmer, darin mir zunächst ein ungeheures Bett auffiel, das sieben Fuss lang, sechs breit und so hoch war, dass man einen Tritt gebraucht hätte, sich hinaufzuschwingen. Nachdem mein Gastgeber mir noch gezeigt hatte, wo

die Glocke angebracht war, sich persönlich davon überzeugt hatte, dass die Zuckerdose gefüllt, die Flaschen mit Kölnischwasser gehörig auf dem Ankleidetisch untergebracht waren, und nachdem er mich noch mehrere Male gefragt hatte, ob ich auch wirklich mit allem, was ich brauchte, versehen wäre, wünschte er mir eine gute Nacht und liess mich allein.

Die Fenster waren geschlossen. Ehe ich mich entkleidete, öffnete ich eines, um die frische Nachtluft einzuatmen, etwas so Köstliches nach einer lang währenden Abendmahlzeit. Gegenüber erhob sich der Canigou. Sein Anblick ist wohl zu allen Tagesstunden wunderbar, aber an diesem Abend, wie er so im vollen Lichte des Mondes dastand, erschien er mir als das schönste Gebirge der Welt. Ich verharrte eine Weile in der Betrachtung seiner entzückenden Umrisse.

Ich stand im Begriffe, mein Fenster zu schliessen, als ich, indem ich die Augen senkte, einige vierzig Schritt vom Hause auf einem Piedestal die Statue erblickte. Sie erhob sich im Winkel einer lebendigen Hecke,

die einen kleinen Garten von einem ausgedehnten vollkommen flachen Gevierte schied, das, wie ich später erfuhr, der Ballspielplatz der Stadt war. Der Boden gehörte zur Liegenschaft des Herrn von Peyrehorade, der ihn auf dringendes Betreiben seines Sohnes der Gemeinde abgetreten hatte.

Aus der Entfernung, in der ich mich befand, vermochte ich die Haltung der Figur nicht deutlich zu entnehmen, nur ihre Höhe konnte ich schätzen. Sie schien mir ungefähr sechs Fuss zu betragen. In diesem Augenblick kamen zwei Bursche über den Spielplatz. Pfeifend — ich erkannte eines der im Lande heimischen hübschen Liedchen[1]) — schritten sie die Hecke entlang. Sie blieben stehen und betrachteten die Statue. Einer hielt sogar eine Ansprache an sie. Er sagte mit lauter Stimme, in katalonischer Mundart — ich war lange genug im Lande, um den Sinn seiner Worte zu verstehen —:

Da bist du ja, du unverschämtes Frauen-

---

[1]) Im Original heisst es: sifflant le joli air du Rousillon: „Montagnes regalades." (D. Ü.)

zimmer (der Ausdruck, den er gebrauchte, war viel stärker), da bist du ja! Und dem Jean Coll hast du also das Bein zerbrochen? Wenn du mir gehörtest, würde ich dir dafür das Genick brechen.

— Ja, womit denn? sagte der andre. Die ist aus Kupfer und so hart, dass Etienne seine Feile daran zerbrochen hat, als er sie nur zu ritzen versuchte. Das ist Kupfer aus der Heidenzeit, härter als Gott weiss was.

— Wenn ich mein Messer bei mir hätte (es schien ein Schlosserlehrling zu sein), würde ich ihr die zwei grossen weissen Augen schon ausstemmen. Die müssten wie Mandeln aus der Schale springen. Das ist ja Silber um mindestens fünf Franken.

Sie gingen weiter.

Plötzlich blieb der eine der beiden, der grössere, stehen.

— Ich muss dem Götzenbild doch gute Nacht sagen.

Er bückte sich und schien einen Stein aufgehoben zu haben. Ich sah ihn den Arm erheben, etwas schleudern, und gleich darauf erklang das Erz. Aber ebenso schnell fuhr

der Kerl mit der Hand nach dem Kopf und stiess einen Schmerzensschrei aus.

— Sie hat mir ihn zurückgeworfen! schrie er.

Und die beiden Schlingel ergriffen in langen Sprüngen die Flucht. Kein Zweifel, der Stein war von dem Metall abgesprungen und hatte den Wicht für sein Vergehen an der Göttin bestraft.

Ich musste, indem ich das Fenster schloss, hellaut lachen.

— Wieder einmal ein Vandale, den Venus gestraft hat. Würde nur allen Zerstörern unsrer alten Monumente so der Schädel eingeschlagen!

Mit diesem herzlichen Wunsch auf den Lippen entschlief ich.

Es war heller Tag, als ich erwachte. Vor meinem Bett standen auf der einen Seite Herr von Peyrehorade, im Schlafrock, auf der andern ein Bedienter, den seine Gattin geschickt hatte, eine Tasse Schokolade in der Hand.

— Auf, auf, mein Herr Pariser! Das sind diese Faulpelze aus der Stadt, sagte mein

Wirt, während ich mich so rasch als möglich in die Kleider warf. Acht Uhr und noch im Bett! Ich bin seit sechs Uhr auf. Dreimal schon bin ich heraufgestiegen. Auf den Fusspitzen habe ich mich an die Türe geschlichen: kein Lebenszeichen, nichts. Das kann Ihnen ja gar nicht gut anschlagen, so lange zu schlafen, in Ihrem Alter! Und meine Venus haben Sie noch mit keinem Auge gesehen! Schnell, schnell, trinken Sie diese Schokolade aus Barcelona. Leibhaftige Schmuggelware. So was hat man nicht in Paris. Sie müssen sich Kraft holen, denn wenn Sie einmal vor meiner Venus stehen, wird man Sie nicht mehr wegbringen können.

In fünf Minuten war ich fertig, das heisst nur unzulänglich rasiert, kaum zugeknöpft und Gaumen und Kehle von der Schokolade, die ich kochend hinuntergestürzt hatte, verbrannt. Ich eilte in den Garten hinab und stand alsbald vor einem wunderbaren Bildwerk.

Ja, das war eine Venus, und von einer entzückenden Schönheit. Der Oberkörper war

nackt, wie die Alten gewöhnlich die höchsten Gottheiten darstellen. Die rechte Hand hielt sie vor dem Busen. Sie war mit der Handfläche nach innen gekehrt, der Daumen und die beiden nächsten Finger ausgestreckt, die andern leicht gekrümmt. Die linke Hand, an der Hüfte, hielt das Gewand, das den untern Teil des Körpers verhüllte. Ihre Haltung erinnerte an die des Moraspielers, der, ich weiss selbst nicht warum, unter dem Namen des Germanicus bekannt ist. Vielleicht hatte die Göttin gleichfalls als Moraspielerin dargestellt werden sollen.
Wie dem nun auch immer sei, es konnte kaum etwas Vollendeteres geben als den Körper dieser Venus. Die Linien waren von einer alle Begriffe übersteigenden zärtlichen wollüstigen Weichheit, die Gewandung unübertrefflich reizend und edel zugleich gebildet. Ich hatte mich auf irgend eine Arbeit aus der römischen Verfallzeit gefasst gemacht, ich sah ein Meisterwerk aus der Epoche der grossen Bildhauer vor mir. Was meine höchste Bewunderung erregte, war die vollendete Wahrheit der Formen. Man

hätte glauben können, sie wären vom lebenden Körper abgenommen, wenn es im Leben solche Vollkommenheit gäbe.
Das Haar, das über der Stirne sich emporwölbte, war wohl ehemals vergoldet gewesen. Der Kopf, klein, wie fast an allen griechischen Statuen, neigte sich leicht nach vorn. Es wird mir ewig versagt bleiben, den seltsamen Ausdruck des Gesichtes mit Worten wiederzugeben. Ich kann sein Wesen mit dem keiner andern der mir geläufigen antiken Statuen vergleichen. Es war nicht die ruhige strenge Schönheit, die regungslose Majestät, wie sie die griechischen Bildner ihren Werken in allen Zügen zu verleihen bestrebt gewesen sind. Im Gegenteil: ich bemerkte mit Staunen, wie der Künstler hier ganz offenbar darauf ausgegangen war, Bosheit auszudrücken, die fast schon Tücke ist. Alle Züge waren ganz leicht verkürzt: die Augen ein wenig schräg gestellt, die Mundwinkel leise gehoben, die Nasenflügel schienen sich fast unmerklich zu blähen. Verachtung, Spott, Grausamkeit: alles das zusammen sprach

aus diesem Antlitz, dessen unglaubwürdige Schönheit nichtsdestoweniger bestehen blieb. Wahrlich, je länger man diese wunderbare Statue anschaute, um so peinlicher war die Empfindung, dass so entzückende Schönheit mit vollkommener Fühllosigkeit vereinbar war.

— Wenn das Modell je gelebt hat, sagte ich zu Herrn von Peyrehorade, — und ich zweifle daran, dass der Himmel jemals ein solches Weib sollte hervorgebracht haben — dann bedaure ich ihre Liebhaber. Es muss ihre höchste Lust gewesen sein, sie verzweifelt in den Tod zu treiben. Ihr Ausdruck hat etwas von einer reissenden Bestie, und doch habe ich noch niemals etwas so Schönes gesehen.

— An die Fersen geheftet der Beute die unentrinnbare Göttin, deklamierte Herr von Peyrehorade, dem meine Begeisterung die höchste Befriedigung gewährte.

Der Ausdruck teuflischen Hohnes war vielleicht noch durch den Gegensatz gesteigert, in dem die mit Silber ausgelegten starkglänzenden Augen zu der schwarzgrünen

Patina standen, womit die Zeit die Bildsäule ganz überzogen hatte. Diesen glänzenden Augen war eine gewisse Macht über die Einbildungskraft eigen: sie schienen wesenhaft, wirklich. Mir fiel das Wort meines Führers ein, sie zwinge ihre Betrachter, die Blicke niederzuschlagen. Fast war das Tatsache, und ich konnte mich kaum einer Regung des Ingrimms erwehren, als ich mich einer Bronzefigur gegenüber wirklich meiner selbst nicht ganz sicher fühlen musste.

— Nunmehr, da Sie, verehrter Genosse in der Altertümelei, alles im einzelnen bewundert haben, sagte mein Gastgeber, lassen Sie uns, mit Ihrer Erlaubnis, eine kleine wissenschaftliche Besprechung eröffnen. Was sagen Sie zu dieser Inschrift, die Sie bisher noch gar nicht bemerkt haben?

Er zeigte auf den Sockel der Statue, und ich las dort die Worte:

CAVE AMANTEM.

— Quid dicis, doctissime? fragte er und rieb sich die Hände. Lassen Sie sehn, ob

wir über den Sinn dieses Cave Amantem einer Meinung sind.

— Ja, sagte ich, der Sinn ist zweideutig. Man kann übersetzen: „Hüte dich vor dem, der dich liebt, misstraue den Liebhabern“. Aber ich weiss nicht, ob, so aufgefasst, das „Cave Amantem“ klassisches Latein zu nennen wäre. Angesichts der satanischen Miene der Dame würde ich eher meinen, der Künstler hätte den Betrachter vor dieser schrecklichen Schönheit zu warnen beabsichtigt. Ich würde also übersetzen: „Nimm dich in acht, wenn sie dich liebt.“

— Na ja, sagte Herr von Peyrehorade, gewiss, die Deutung ist zulässig; aber, nichts für ungut, ich ziehe die erste vor, die ich denn doch weiter aufhellen werde. Sie wissen, wer der Liebhaber der Venus war?

— Es hat deren mehrere gegeben.

— Jawohl, aber vor allem kommt doch Vulkan in Betracht. Soll dieser Spruch nun nicht besagen: „All deine Schönheit, deine ganze Verachtung wird dir nichts helfen, du wirst doch einem Schmied, einem

hässlichen alten Humpelbein angehören.“ Eine ausgiebige Lehre für gefallsüchtige Frauenzimmer, was!

Ich konnte mich nicht eines Lächelns enthalten, so bei den Haaren herbeigezogen schien mir die Erklärung. Aber ich vermied es, meinem Altertümler ausdrücklich zu widersprechen, und bemerkte daher nur: Eine schreckliche Sprache, das Latein, mit seiner Straffheit.

Dann trat ich einige Schritte zurück, um die Statue besser betrachten zu können.

— Einen Augenblick, Collega, sagte Herr von Peyrehorade und hielt mich am Arme zurück. Sie haben noch nicht alles gesehen. Es ist noch eine andre Inschrift da —. Steigen Sie auf den Sockel und sehen Sie am rechten Arme nach.

Indem half er mir hinauf. Ohne viele Umstände fing ich mich am Nacken der Venus. Unsre Beziehungen wurden allgemach überhaupt vertraulicher. Ich sah ihr sogar einen Augenblick Nase an Nase ins Gesicht und fand sie in dieser Nähe womöglich noch boshafter, noch schöner. Nun-

mehr bemerkte ich auch, dass auf dem Arm einige Zeichen eingeschrieben waren, wie mir schien, in antiker Kursivschrift. Nur mit Hilfe der Brille gelang es mir, das folgende zu buchstabieren, und Herr von Peyrehorade wiederholte es Wort für Wort, so wie ich sie aussprach, und gab mit Hand und Mund seine Zustimmung zu erkennen. Ich las:

Veneri Turbul . . . . .
Eutyches Myro
Imperio Fecit.

Nach dem Worte ‚Turbul' in der ersten Zeile schienen einige Buchstaben ausgelöscht; ‚Turbul' selbst war ganz deutlich lesbar.

— Und das heisst ...? fragte mein Gastgeber. Er strahlte und lächelte zugleich voll Arglist, denn er meinte wohl, ich würde mich nicht gar zu leicht mit dem ‚Turbul' aus der Sache ziehen.

— Es ist ein Wort da, sagte ich, das ich mir noch nicht erklären kann. Alles übrige ist leicht. Eutyches Myron hat diese Gabe der Venus über ihren Auftrag dargebracht.

— Vortrefflich. Aber ‚Turbul', was fangen Sie damit an? Was heisst ‚Turbul'?

— Das ,Turbul' macht mir zu schaffen. Ich fahnde vergeblich nach irgend einem geläufigen Beinamen der Venus, der mir auf die Spur helfen könnte. Was würden Sie zu ,Turbulenta' sagen? Venus, die in Erregung, Bestürzung versetzt... Sie können daraus ersehen, dass mich nach wie vor ihre boshafte Miene vorzugsweise beschäftigt. ,Turbulenta' ist übrigens nicht das schlechteste Kennwort für Venus, fügte ich in bescheidenem Tone hinzu, denn ich war selbst von meiner Erklärung nicht besonders befriedigt.

—Venus die Ungestüme, Venus die Lärmende! Sie glauben wohl gar, dass meine Venus eine Kabarettgrösse ist? O nein, mein Herr, das ist eine Venus aus der besten Gesellschaft. Aber lassen Sie mich Ihnen dieses ,Turbul' . . . erklären. Nur müssen Sie mir versprechen, dass Sie meine Entdeckung nicht weiter sagen, ehe meine Abhandlung gedruckt ist. Ich bin nämlich einigermassen stolz auf diesen Fund. Ihr müsst unsereinem in der Provinz manchmal doch einen Knochen zum Abnagen lassen. Ihr Pariser gelehrten Herren habt ja so schon alles!

Hoch vom Sockel herab, wo ich noch immer stand, versprach ich ihm feierlich, dass ich mich niemals soweit vergessen würde, ihn um seine Entdeckung zu bringen.

Da trat er an mich heran und sagte mit einer aus Furcht vor einem unberufenen Lauscher gedämpften Stimme: Lesen Sie ‚Turbul' ‚Turbulinerae'.

— Ich weiss aber noch immer nicht . . .

— Hören Sie. Eine Meile von hier, am Fusse des Gebirges, liegt ein Dorf, das Boulternère heisst. Das ist eine Verballhornung des lateinischen Namens Turbulinera. Nichts häufiger als diese Silbenumstellungen. — Boulternère nun ist eine alte römische Stadt gewesen. Ich hatte das immer angenommen, niemals aber einen Beweis dafür in Händen gehabt. Nun ist er da, der Beweis. Diese Venus war die Stadtgöttin von Boulternère. Und das Wort Boulternère, dessen antiken Ursprung ich Ihnen soeben nachgewiesen habe, erweist überdies eine andre weitaus merkwürdigere Sache, nämlich dass Boulternère, ehe es römisch ward, eine phönizische Stadt gewesen ist.

Er hielt einen Augenblick an, um Atem zu schöpfen und sich an meiner Überraschung zu weiden. Es war mir gelungen, eine unbändige Lust, laut aufzulachen, zu bezwingen.

Er fuhr fort: ‚Turbulinera' ist reines Phönizisch. Tur, Tour ausgesprochen .... Tour — Sour, dasselbe Wort, nicht war? Sour ist der phönizische Name von Tyrus. Ich brauche Sie nicht erst an die Bedeutung zu erinnern. ‚Bul' ist Baal; Bâl, Bel, Bul, das sind nur leichte Abweichungen in der Aussprache. Was nun ‚Nera' betrifft, so macht mir das einigermassen zu schaffen. Da ich kein phönizisches Wort finden kann, bin ich fast versucht, zu glauben, dass es vom griechischen *νηρός* = ‚feucht', ‚sumpfig' kommt. Wir hätten es also mit einem Worte zu tun, das aus verschiedenen Sprachen zusammengesetzt ist. Um nun das *νηρός* zu rechtfertigen, kann ich Ihnen in Boulternère zeigen, wie die Bergwässer dort stinkende Sümpfe bilden. Andererseits könnte die Endung ‚Nera' auch viel später hinzugefügt worden sein, zu

Ehren der Nera Pivesuvia, der Gattin des Tetricus, die vielleicht der Stadt Turbul irgend etwas hat zukommen lassen. Aber um jener Sümpfe willen ziehe ich die Ableitung von νηρός vor.

Er nahm eine Prise und schien sehr befriedigt.

— Aber lassen wir die Phönizier und kehren wir zu der Inschrift zurück. Ich übersetze also: Der Venus von Boulternère widmet Myron diese Statue, die er in ihrem Auftrag geschaffen hat.

Ich hütete mich weislich, seine Erklärung zu bekritteln, aber auch ich wollte meinerseits durch Tiefsinn glänzen und sagte daher: Halt, mein Herr! Myron hat sicherlich etwas gespendet, aber ich sehe keinerlei Anhalt dafür, dass es diese Statue gewesen sein muss.

—Was! rief er. War Myron nicht ein berühmter griechischer Bildhauer? Die Begabung wird sich in seiner Familie vererbt haben. Einer seiner Nachkommen also hat diese Statue gefertigt. Das ist doch sonnenklar.

— Aber, sagte ich, ich sehe an dem Arm

ein kleines Loch. Ich meine, es könnte dazu gedient haben, irgend etwas anzubringen, zum Beispiel ein Armband, das dieser Myron der Venus als Sühnopfer gespendet haben mag. Myron hatte Unglück in der Liebe — Venus war gegen ihn aufgebracht. Er versöhnte sie durch das Opfer eines goldenen Armbandes. Wollen Sie nicht übersehen, dass ‚Fecit' sehr oft für ‚Consecravit' steht. Es sind Ausdrücke, die dasselbe bedeuten. Ich würde Ihnen dafür genügende Belege beibringen, wenn ich Gruter oder Orellius bei der Hand hätte. Es ist nichts ungewöhnliches, dass ein Liebender Venus im Traum erblickt, dass er sich einbildet, sie hätte ihm den Auftrag erteilt, ihrem Bildwerk ein Armband zu spenden. Myron opfert ihr also ein Armband. Später mögen die Barbaren oder irgend ein tempelschänderischer Dieb...

— Ah, man sieht, dass Sie Romane schreiben! rief mein Gastgeber und bot mir zugleich seine Hand zum Herabsteigen. Nein, mein Herr, das ist ein Werk aus der Schule des Myron. Sehen Sie sich nur die Arbeit an, Sie müssen mir Recht geben.

Da ich mir zur Regel gemacht habe, einen in eine Idee verrannten Sammler niemals durch fortgesetzten Widerspruch zu reizen, senkte ich das Haupt, als gäbe ich den Widerstand auf, und sagte: Ja, es ist ein bewundernswertes Werk.

— Mein Gott, rief Herr von Peyrehorade, wieder so ein Bubenstück! Man hat wahrhaftig einen Stein nach ihr geworfen!

Er hatte oberhalb des Busens ein weisses Mal bemerkt. Ich selbst ersah auch auf den Fingern der rechten Hand eine deutliche Spur, sie mochten, nahm ich an, vom Stein in der Wurfrichtung gestreift worden sein, auch konnte ein Stück sich im Aufschlagen davon abgetrennt haben und gegen die Finger geprallt sein. Ich erzählte meinem Wirt den Schimpf, dessen Zeuge ich gewesen war, und die allsogleich erfolgte Bestrafung des Frevlers. Er lachte herzlich darüber, und indem er den Lehrling mit Diomedes verglich, wünschte er ihm gleich dem Griechen den Anblick der in weisse Vögel verwandelten Gefährten.

Diese klassische Unterhaltung unterbrach

die Frühstücksglocke, und wie am Vorabend sah ich mich genötigt, für vier zu essen. Hernach kamen die Pächter des Hausherrn, und während er sie empfing, führte mich sein Sohn zu einer Kutsche, die er in Toulouse für seine Braut gekauft hatte und die ich, wie man sich denken mag, nach Gebühr bewunderte. Endlich folgte ich ihm in den Stall, wo er mich eine halbe Stunde, seine Pferde rühmend, ihre Abstammung erörternd und die von ihnen bei den heimischen Rennen erzielten Preise aufzählend, festzuhalten wusste. Zum Schluss kam er auf seine Zukünftige zu sprechen; den Übergang hatte eine graue Stute vermittelt, die er ihr bestimmt hatte.

— Heute werden wir sie sehen, sagte er. Ich weiss nicht, ob Sie sie hübsch finden werden. Ihr Pariser seid sehr schwer zu befriedigen, aber alle Welt, hier und in Perpignan, findet sie reizend. Das Gute daran ist, dass sie viel Geld hat. Ihre Tante in Prades hat ihr ihr ganzes Vermögen hinterlassen. Ich werde sehr glücklich sein.

Ich war aufs peinlichste davon berührt, dass

ein junger Mann mehr Gefühl für die Mitgift seiner Zukünftigen als für ihre schönen Augen zeigte.

— Sie kennen sich in Schmuck aus, fuhr Herr Alphons fort, wie finden Sie das da? Es ist der Ring, den ich ihr morgen geben werde.

Mit diesen Worten zog er vom ersten Glied seines kleinen Fingers einen mit Diamanten reichbesetzten dicken Ring. — Er stellte zwei verschlungene Hände vor, eine Anspielung, die ich unsäglich poetisch fand. Die Arbeit war alt, aber man hatte ihn, wie mir deuchte, abgeändert, damit die Diamanten eingefügt werden konnten. In gotischen Buchstaben stand im Innern des Ringes: Semp'r ab ti (immer mit dir).

— Ein hübscher Ring, sagte ich, aber durch die Diamanten, die man dazu getan hat, ist ihm etwas von seinem eigentümlichen Gepräge genommen worden.

— O, so ist er noch viel schöner, sagte er lächelnd. Es sind um 1200 Franken Diamanten daran. Ich habe ihn von meiner Mutter erhalten. Es ist ein uraltes Familien-

stück, aus der Zeit des Rittertums. Meine Grossmutter hat ihn getragen, und diese hatte ihn wieder von ihrer Grossmutter. Gott weiss, wann das Ding gemacht worden ist.

— In Paris, sagte ich, pflegt man einen ganz einfachen Ring zu geben, der gewöhnlich aus zwei verschiedenen Metallen, Gold und Platin zum Beispiel, zusammengesetzt ist. Da, der andre Ring, den Sie am Finger haben, würde sehr gut passen. Dieser hier mit seinen Diamanten und den massivgebildeten Fingern ist so plump, dass man keinen Handschuh wird darüber ziehen können.

— Na, meine zukünftige Frau soll das halten, wie sie mag. Ich denke, sie wird immerhin froh sein, ihn zu haben. 1200 Franken am Finger zu tragen, ist nicht unangenehm. Den kleinen Ring da, fügte er hinzu und blickte selbstgefällig auf den einfachen Reif an seiner Hand nieder, hat mir einmal an einem Fastnachtsdienstag in Paris eine Frau gegeben. Ja, wie ich in Paris war, vor zwei Jahren, da hab ich's

getrieben! Ah, dort kann man sich unterhalten!... Und ein Seufzer sagte: Vorbei!

Diesen Abend sollten wir bei den Eltern der Braut in Puygarrig speisen. Wir fuhren im Wagen nach dem von Ille ungefähr anderthalb Meilen entfernten Schlosse. Ich ward vorgestellt und wie ein Freund des Hauses aufgenommen. Vom Essen will ich nichts erzählen. Ebensowenig von den darauf folgenden Gesprächen. Ich nahm daran wenig Teil. Herr Alphons, der bei Tisch neben seiner Braut sass, flüsterte ihr von Viertelstunde zu Viertelstunde etwas ins Ohr. Sie hob kaum die Lider, und jedesmal, wenn ihr zukünftiger Gatte ihr etwas sagte, errötete sie bescheidentlich, antwortete ihm aber ohne Verwirrtheit.

Das Fräulein von Puygarrig zählte achtzehn Jahre. Man musste unwillkürlich ihre biegsame zarte Gestal mit den knochigen Gliedmassen des derben Bräutigams vergleichen. Sie war nicht nur schön, sondern geradezu verführerisch. Ich bewunderte die vollendete Natürlichkeit aller ihrer Antworten, und der Ausdruck ihres Gesichts, Güte, nicht ohne

einen Anflug von Schalkhaftigkeit, erinnerte mich, ich wusste selbst nicht wieso, an die Venus meines Wirtes. Ich fragte mich, indem ich im stillen diesen Vergleich anstellte, ob das Mehr an Schönheit, das man wohl der Statue zuzubilligen hatte, nicht zum grossen Teil gerade dem Raubtiermässigen zuzuschreiben käme; Willensstärke, selbst die in schlimmen Leidenschaften sich äussernde, ruft ja bei uns mit dem Erstaunen immer eine unwillkürliche Bewunderung hervor.

— Wie schade, sagte ich mir, als ich Puygarrig verliess, dass ein so liebenswürdiges Geschöpf reich ist und um der Mitgift willen sich von einem Unwürdigen hat suchen und finden lassen müssen!

Nach Ille zurückgekehrt und in Verlegenheit, was ich Frau von Peyrehorade sagen sollte, an die ich wohl oder übel manchmal das Wort zu richten hatte, meinte ich: Hier im Rousillon scheint man sich nicht über schwache Nerven zu beklagen. Ich staune, gnädige Frau, dass Sie eine Hochzeit an einem Freitag abhalten. In Paris

sind wir viel abergläubischer. Dort würde kein Mensch das Wagnis unternehmen, an einem solchen Tage zu heiraten.

— Um Gotteswillen! rief sie, sagen Sie mir das nicht! Wenn es von mir abgehangen hätte, wäre sicherlich ein andrer Tag gewählt worden. Aber mein Mann hat es so haben wollen, und man hat sich ihm eben fügen müssen. Es macht mir genug Sorgen. Wenn nun ein Unglück geschähe! Es muss doch einen Grund haben; warum würden sonst alle Leute den Freitag scheuen?

— Freitag! rief der Gatte, Freitag ist der Tag der Venus! Ein guter Tag zu einer Heirat. Sie sehen, verehrter Kollege, ich denke nur an meine Venus. Auf mein Wort, ihretwegen habe ich den Freitag gewählt. Wenn Sie einverstanden sind, wollen wir ihr morgen vor der Trauung ein kleines Opfer darbringen. Wir werden ihr zwei Ringeltauben weihen, und wenn ich wüsste, wo ich Räucherwerk auftriebe —

— Pfui, Peyrehorade! unterbrach ihn seine Frau mit der höchsten Entrüstung. Weihrauch einem Götzenbild! Das wäre ein

greulicher Unfug. Was würde man von uns im Lande denken?

— Zu mindest wirst du mir erlauben, sagte Herr von Peyrehorade, ihr einen Kranz aus Rosen und Lilien aufs Haupt zu setzen. Manibus date lilia plenis.

Sie sehn, Verehrtester, die Charte ist ein leeres Wort, wir haben keine Freiheit der Religionsübung!

Für den kommenden Tag waren folgende Anstalten vorgesehen: Punkt zehn Uhr sollten alle fix und fertig und zur Abfahrt bereit sein. Man wollte nur eine Tasse Schokolade nehmen und sich dann zu Wagen nach Puygarrig begeben. Der standesamtlichen Trauung vor dem Bürgermeister im Dorfe sollte die kirchliche Einsegnung in der Schlosskapelle folgen. Unmittelbar darauf war ein Frühstück angesetzt. Sodann hatte man, so gut es ging, die Zeit bis sieben Uhr zuzubringen. Um sieben Uhr sollte man nach Ille zurückkehren, wo die beiden Familien im Hause Herrn von Peyrehorades gemeinschaftlich das Abendbrot einnehmen würden. Alles übrige er-

gab sich aus der Natur der Sache. Da man sich das Tanzen versagen musste, wollte man sich wenigstens im Essen keinerlei Abbruch tun.
Seit acht Uhr sass ich vor der Venus, einen Bleistift in der Hand, und hatte mindestens zum zwanzigsten Mal den Kopf der Statue zu zeichnen angefangen, ohne dass es mir gelungen wäre, den Ausdruck festzuhalten. Herr von Peyrehorade ging auf und ab, erteilte mir Ratschläge, wiederholte mir seine phönizischen Wortdeutungen, legte bengalische Rosen auf dem Sockel der Statue auseinander und richtete in einem tragikomischen Tone allerlei Wünsche an sie, die dem Paare galten, das unter seinem Dache hausen sollte. Gegen neun Uhr verliess er mich, um an seine Toilette zu schreiten, und da erschien auch schon Herr Alphons, in einem nagelneuen Rock, der ihm den Leib einzwängte, in weissen Handschuhen, Lackschuhen, mit verzierten Hemdknöpfen, eine Rose im Knopfloch. Er beugte sich über meine Zeichnung. „Sie sollten einmal meine Frau porträtieren", sagte er. „Sie ist auch nicht übel."

Eben setzte auf dem schon beschriebenen Platz ein Spiel ein, das sofort seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Und ich, müde und daran verzweifelnd, dieses dämonische Antlitz wiederzugeben, liess bald meine Arbeit stehn und sah den Spielern zu. Unter ihnen befanden sich einige Maultiertreiber, die am Abend vorher angekommen waren. Es waren Aragonesen und Navarresen, nahezu alle ausserordentlich geschickt. Die Spieler aus der Stadt sahen sich denn auch, wenngleich die Anwesenheit und die Ratschläge des Herrn Alphons sie in Atem hielten, ziemlich bald von den neuen Männern geschlagen. Gross war die Bestürzung der einheimischen Zuschauer. Herr Alphons sah nach seiner Uhr. Es war erst halb zehn. Seine Mutter sass noch beim Kämmen. Er zögerte nicht länger, legte seinen Rock ab, verlangte einen Kittel und forderte die Spanier zum Spiel auf. Ich verfolgte seine Anstalten, nicht ohne ein einigermassen erstauntes Lächeln.

— Ich muss unsre Ehre aufrechthalten, sagte er.

Nun schien er mir wirklich schön. Die Leidenschaft hatte ihn erregt. Seine Kleidung, die ihn eben erst so in Anspruch genommen hatte, bedeutete ihm nichts mehr. Vor wenigen Minuten noch hätte er beileibe nicht den Hals bewegt, um seine Binde nicht in Unordnung zu bringen. Jetzt dachte er nicht mehr an seine gescheitelten Haare noch an seine wohlgefältete Westenkrause. Und seine Braut . . . ? Bei Gott, ich glaube, er hätte, wenn es darauf angekommen wäre, die Hochzeit aufschieben lassen. Ich sah ihn eiligst ein paar Sandalen anlegen, seine Ärmel aufkrempeln und mit der Miene der Siegeszuversicht sich an die Spitze der Geschlagenen stellen, wie Cäsar, als er seine Scharen bei Dyrrhachium sammelte. Ich sprang über die Hecke und setzte mich in den Schatten eines Zirbelbaumes, von wo ich bequem die beiden Felder überschauen konnte.

Wider die allgemeine Erwartung verfehlte Alphons den ersten Ball. Er kam auch flach überm Boden und war mit ungemeiner Kraft von einem Arragonesen geschleudert, der

unter den Spaniern den Anführer vorstellte. Dieser Arragonese, ein trockener, sehniger Vierziger, mochte seine sechs Fuss Höhe haben. Seine olivengelbe Haut war fast so dunkel getönt wie das Erz der Statue.

Wütend schleuderte der junge Mann seinen Schläger zur Erde. „Dieser verfluchte Ring drückt mich am Finger!“ rief er. „Seinetwegen habe ich einen sichern Ball ausgelassen!“

Nicht ohne Mühe zog er den Diamantring ab. Ich näherte mich ihm, um ihn an mich zu nehmen. Aber er kam mir zuvor, rannte zur Venus, steckte ihr den Reif an den Ringfinger und nahm wieder seinen Platz an der Spitze seiner Landsleute ein.

Er war bleich, aber ruhig und entschlossen. Nunmehr misslang ihm kein Schlag mehr, und die Spanier holten sich eine vollständige Niederlage. Die Begeisterung der Zuschauer bot ein hübsches Bild. Einige stiessen einen Freudenschrei um den andern aus, warfen ihre Mützen in die Luft, andre drückten dem Sieger die Hand, nannten ihn den Stolz des Landes. Wenn er einen feindlichen

Überfall abgeschlagen hätte, wären ihm kaum lebhaftere und aufrichtigere Beglückwünschungen zuteil geworden. Der Verdruss der Besiegten trug ein übriges zum Glanz des Erfolggekrönten bei.

— Wir werden noch zusammenkommen, mein Lieber, sagte Herr Alphons in einem überlegenen Tone zu dem Arragonesen. Aber ich werde Euch etwas vorgeben.

Ich hätte ihn bescheidener gewünscht und war von dieser Demütigung des Gegners geradezu peinlich berührt. Den riesenhaften Spanier traf die Kränkung hart. Ich sah ihn unter seiner schwarzbraunen Haut erbleichen. Mit düstrer Miene blickte er auf seinen Schläger und presste die Zähne zusammen. Dann sagte er ganz leise, mit erstickter Simme: Me lo pagarás.

In den Triumph des Sohnes tönte störend die Stimme des Vaters. Herr von Peyrehorade, den es bereits höchlich erstaunt hatte, Alphons nicht das Bespannen der neuen Kalesche überwachend zu finden, war nur um so verblüffter, als er ihn schweisstriefend, den Ballschläger in der Hand, vor sich sah.

Der junge Mann eilte ins Haus, wusch sich Gesicht und Hände, zog seinen neuen Rock und die Lackschuhe an, und fünf Minuten später befanden wir uns bereits im scharfen Trab auf der Strasse nach Puygarrig. Alle Ballspieler der Stadt und eine grosse Menge von Zuschauern folgten uns mit Freudenrufen. Kaum dass die feurigen Pferde, die uns zogen, ihren Vorsprung vor den unermüdlichen Kataloniern einhalten konnten.

Wir waren in Puygarrig, und schon wollte sich der Zug zum Amt in Bewegung setzen, als Herr Alphons sich an die Stirn schlug und mir zuraunte:

Zu dumm! Ich habe den Ring vergessen. Er steckt am Finger der Venus, die der Teufel holen soll. Sagen Sie es nur nicht meiner Mutter. Vielleicht bemerkt Sie es nicht.

— Sie könnten ja jemand darum schicken, meinte ich.

— Mein Diener ist in Ille geblieben. Diesen hier traue ich nicht recht. Um 1200 Franken Diamanten, das möchte wohl mehr als einen in Versuchung führen. Und was

müsste man hier auch von meiner Zerstreutheit denken! Sie würden sich über mich masslos lustig machen. Ich würde der Gemahl der Statue heissen... Wenn man mir ihn nur nicht stiehlt. Glücklicherweise haben die Kerle Angst vor dem Götzenbild. Sie wagen sich nicht auf Armlänge hinan . . Es liegt endlich nichts daran. Ich habe einen andern Ring.

Die beiden Feierlichkeiten, die standesamtliche und die kirchliche, vollzogen sich unter dem üblichen Gepränge, und das Fräulein von Puygarrig empfing den Ring einer Pariser Putzmacherin, ohne zu ahnen, dass der Bräutigam ihr ein Liebespfand zum Opfer brachte. Hierauf setzte man sich zu Tisch, trank, ass, sang dabei, alles aufs ausführlichste. Ich litt für die Neuvermählte unter der derben Lustigkeit, die sich um sie verbreitete. Doch hielt sie sich tapfrer, als ich zu hoffen gewagt hatte, und ihre leise Verwirrung machte weder einen linkischen Eindruck noch den von Ziererei.

Vielleicht kommt mit der Schwierigkeit der Lage auch der Mut, der sie überwindet.

Als nach Gottes gnädigem Ratschluss das

Frühstück sein Ende erreicht hatte, war es vier Uhr; die Männer unternahmen einen Spaziergang in dem prächtigen Schlosspark oder sie sahen den im Sonntagsstaat ausgerückten Schönen von Puygarrig bei ihren Tänzen auf dem Rasenplatze zu. So brachten wir wieder einige Stunden hin. Inzwischen waren die Frauen um die Neuvermählte beschäftigt, die ihre Geschenke bewundern liess. Sie wechselte hierauf ihre Kleidung, und ich bemerkte, dass sie ihr schönes Haar mit einem Häubchen und einem Federhut bedeckte, denn die Frauen können nicht eilig genug die Tracht anlegen, die das Herkommen ihnen als Mädchen verbietet.
Es war fast acht Uhr, als man sich zur Rückkehr nach Ille anschickte. Zuletzt spielte sich noch ein feierlicher Auftritt ab. Die Tante des Fräuleins von Puygarrig, die an ihr Mutterstelle vertrat, eine hochbejahrte und sehr fromme Frau, sollte uns nicht nach der Stadt begleiten. Beim Abschied hielt sie an die Nichte eine ergreifende Ansprache über ihre Pflichten als Gattin, und

die Folge der Predigt waren ein wahrer Sturzbach von Tränen und nicht endenwollende Umarmungen. Herr von Peyrehorade verglich diese Trennung dem Raub der Sabinerinnen. Aber man kam doch endlich in Bewegung, und während der Heimfahrt war ein jeder beflissen, die junge Frau aufzuheitern, sie zum Lachen zu bringen. Freilich vergeblich.

In Ille erwartete uns das Abendessen, und was für eines! Wenn schon die plumpe Lustigkeit, die tagüber geherrscht hatte, mir peinlich gewesen war, so mussten die Zweideutigkeiten und Scherze, deren Zielscheibe jetzt das junge Ehepaar, zumal die Neuvermählte abzugeben hatten, mich nur noch mehr verstimmen.

Der junge Ehemann, der, ehe er sich zu Tisch setzte, sich für einen Augenblick entfernt hatte, war bleich und von einem eisigen Ernste. Er sprach unablässig dem alten Wein von Collioure zu, der fast so stark wie Branntwein ist. Ich war sein Tischnachbar und hielt mich für verpflichtet, ihn darauf aufmerksam zu machen:

— Geben Sie acht! Man sagt, der Wein . . .
Ich weiss nicht mehr, was für eine Albernheit ich vorbrachte, um mich auf der Höhe der Festgenossen zu erhalten.
Er stiess mich mit dem Knie an und flüsterte mir zu:
Wenn wir vom Tisch aufstehn, möchte ich Ihnen etwas sagen.
Mich befremdete der feierliche Ton. Ich fasste ihn scharf ins Auge und bemerkte eine seltsame Veränderung in seinen Zügen.
— Fühlen Sie sich unwohl? fragte ich ihn.
— Nein.
Und er fuhr im Trinken fort.
Mittlerweile war unter allgemeinem Geschrei und Händeklatschen ein Kind von elf Jahren unter den Tisch geschlüpft und zeigte nun den Teilnehmern am Mahle ein hübsches weiss und rosafarbnes Band, das es der Neuvermählten vom Knöchel gelöst hatte. Man nennt es das Strumpfband. Allsogleich ward es in Stücke geschnitten und an die jungen Leute verteilt, die damit ihr Knopfloch schmückten, ein alter Brauch, der sich in einigen der erbgesessenen Fami-

lien erhalten hat. Es war für die junge Frau ein Anlass, bis ins Weisse der Augen zu erröten ... Aber ihre Verwirrung erreichte den Höhepunkt, als Herr von Peyrehorade um Ruhe bat und einige katalonische Verse sang, die er als einen Einfall wollte gelten lassen.

Wenn ich den Sinn recht verstanden habe, war es dieser: Wie ist mir doch, Freunde? Seh ich doppelt? Macht das der Wein? Zweifach seh ich Venus hier . . .

Der Bräutigam wandte jählings den Kopf und mit einer so verstörten Miene, dass alles lachte.

Ja, fuhr Herr von Peyrehorade fort, unter meinem Dach sind ihrer zwei. Die eine hab ich in der Erde gefunden wie eine Trüffel, die andre ist vom Himmel herabgestiegen und hat soeben ihren Gürtel ausgeteilt.

Er hatte Strumpfband sagen wollen.

— Lieber Sohn, wähle die römische oder die katalonische Venus, je nach deinem Geschmack. Der Spitzbub nimmt die katalonische, und er hat das bessre Teil erwählt. Die römische ist schwarz, die katalonische

weiss. Die römische ist kalt, die katalonische setzt alles, was ihr naht, in Flammen.
Dieser Abschluss hatte ein derartiges Beifallstosen und Klatschen, so unbändiges Gelächter zur Folge, dass ich meinte, die Decke werde uns auf die Köpfe herabstürzen. Rings um die Tafel gab's nur drei ernste Gesichter: die des jungen Paares und meines. Mich schmerzte heftig der Kopf. Und eine Hochzeit macht mich, ich weiss nicht warum, immer traurig. Die heutige aber widerte mich ausserdem ein wenig an.
Die letzten mehr als schlüpfrigen Strophen hatte der Vertreter der Behörde abgesungen, man begab sich in den Salon, um Zeuge des Verschwindens der Braut zu sein, die nunmehr bald auf ihr Zimmer geführt werden sollte, denn es war nah an Mitternacht.
Herr Alphons zog mich in eine Fensternische und sagte mit weggewandten Augen:
Sie werden sich über mich lustig machen . . . Aber ich weiss nicht, was ich habe. . . . Ich bin behext, oder mich soll der Teufel holen.
Mein erster Gedanke war der, dass er sich

von einem Missgeschick der Art bedroht glaubte, wie Montaigne und Frau von Sevigné ihrer Erwähnung tun: „Das Reich der Liebe ist reich an tragischen Geschichten . . . “ Ich hätte gedacht, sagte ich zu mir, dass nur geistvollen Leuten derlei Unfälle zustossen.
Sie haben zuviel vom Collioure getrunken, mein lieber Herr Alphons, sagte ich. Ich hatte es Ihnen vorher gesagt.
— Ja, vielleicht. Aber es ist etwas viel Fürchterlicheres.
Seine Stimme war von Schluchzen unterbrochen. Ich hielt ihn für vollkommen betrunken.
— Sie wissen, was mit meinem Ringe war? fuhr er nach einem Stillschweigen fort.
— Nun, hat man ihn weggenommen?
— Nein.
— Also haben Sie ihn?
— Nein . . . Ich . . . ich habe ihn dieser verdammten Venus nicht abziehen können.
— Sie haben wohl nicht die gehörige Kraft angewendet.
— O schon . . . Aber die Venus . . . Sie hat den Finger eingezogen.

Er sah mich an, starr, hohlwangig, er musste sich am Fensterriegel halten, um nicht umzufallen.

— Was Sie da fabeln! sagte ich. Sie haben den Ring zu fest aufgesteckt. Morgen werden Sie ihn mit einer Zange abnehmen. Aber verderben Sie dabei nicht die Statue.

— Nein, sag ich Ihnen. Der Finger der Venus ist eingebogen, gekrümmt, sie hat die Hand geballt, verstehen Sie mich. Sie ist meine Frau, ganz offenbar, ich habe ihr ja meinen Ring gegeben. Sie will ihn nicht zurückgeben.

Mich überlief ein plötzlicher Schauer, eine Gänsehaut überzog mich. Es war ein Augenblick. Denn ein tiefer Seufzer, den er ausstiess, trug mir einen so starken Weingeruch entgegen, dass die Erregung schwand.

— Der arme Teufel ist total betrunken, sagte ich mir.

— Sie sind Forscher, Herr, sagte der junge Gatte in einem kläglichen Tone. Sie kennen sich mit diesen Statuen aus; vielleicht gibt es da irgend eine Feder, irgend eine

Teufelei, die ich nicht ahne. Wollen Sie sich's nicht ansehen?

— Sehr gern, sagte ich. Kommen Sie.

— Nein, es ist mir lieber, wenn Sie allein gehn.

Ich verliess den Salon. Während der Abendmahlzeit hatte das Wetter umgeschlagen, in Strömen setzte der Regen ein. Schon war ich im Begriff, einen Regenschirm zu verlangen, als eine Erwägung mich zurückhielt. Ich wäre doch ein Tropf, sagte ich mir, wenn ich jetzt daran ginge, die Aussage eines Betrunkenen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Vielleicht hat er mir gar einen Possen zu spielen beabsichtigt, um diesen guten Spiessbürgern Stoff zum Lachen zu verschaffen, und das Mindeste, das mir daraus erwächst, ist, dass ich bis auf die Knochen nass werde und mir einen tüchtigen Schnupfen hole.

Unter der Türe warf ich noch einen Blick zur Bildsäule, von der das Wasser troff, und stieg dann auf mein Zimmer, ohne in den Salon zurückzukehren.

Ich legte mich zu Bette. Aber der Schlaf

liess lange auf sich warten. Alle Vorgänge des Tages zogen an meinem Geist vorüber. Ich dachte an dieses junge schöne reine Geschöpf, das einem rohen Trunkenbold ausgeliefert war. Wie hässlich ist doch so eine abgemachte Heirat! Der Bürgermeister gürtet sich den Bauch mit einer dreifarbigen Schärpe, der Geistliche legt die Stola um, und das anständigste Mädchen von der Welt ist dem Minotaurus überliefert. Zwei Wesen, die einander nicht lieben, was haben die einander zu sagen in dem Augenblick, den zwei Liebende mit ihrem Leben erkaufen würden? Kann eine Frau jemals einen Mann lieben, den sie ein einziges Mal roh gesehen hat? Die ersten Eindrücke löschen nicht aus, und dieser Herr Alphons ist sicherlich ein hassenswürdiger Mensch.

Während meines Selbstgespräches, das ich hier nur im Auszug mitteile, hatte ich mannigfaches Hin- und Hergehen im Hause vernommen. Türen wurden geöffnet und geschlossen. Wagen fuhren ab. Dann war es mir vorgekommen, als hätte ich auf der Stiege die leichten Schritte mehrerer Frauen

gehört, die sich an das meinem Zimmer entgegengesetzte Ende des Ganges begaben. Es war wohl das Gefolge der Braut gewesen, die man zu Bette geleitete. Sofort auch war man wieder die Treppe hinabgestiegen. Die Tür der Frau von Peyrehorade hatte sich geschlossen. Wie verwirrt, wie unwohl muss sich das arme Mädchen fühlen, dachte ich. Ich warf mich unmutig in meinem Bette herum. Ein Junggeselle spielt eine alberne Rolle in einem Hause, darin eine Ehe sich vollzieht.

Seit einiger Zeit herrschte Stille. Da ward sie von schweren Tritten unterbrochen, die die Treppe heraufkamen. Die hölzernen Stufen krachten gewaltig.

Der Tölpel! rief ich. Er wird noch auf der Treppe hinfallen.

Es ward wieder völlig still. Ich nahm ein Buch zur Hand, um meinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Es war eine Statistik der Provinz, der eine Abhandlung des Herrn von Peyrehorade über die Druidendenkmäler des Bezirks beigegeben war. Nach drei Seiten schlummerte ich ein.

Ich schlief schlecht und wachte mehrmals auf. Es mochte fünf Uhr morgens sein, und ich war seit mehr als zwanzig Minuten wach, als der Hahn krähte. Der Tag begann zu dämmern. Da hörte ich deutlich dieselben schweren Schritte, dasselbe Krachen der Stiege, das ich vor dem Einschlafen gehört hatte. Das erschien mir sonderbar. Ich versuchte unter Gähnen die Lösung des Rätsels, warum Herr Alphons sich so zeitig erheben mochte. Ich konnte mir nichts Wahrscheinliches vorstellen. Schon wollte ich wieder die Augen schliessen, als meine Aufmerksamkeit neuerdings rege gemacht wurde durch ein seltsames Stampfen, dem sich bald das Schrillen der Zimmerglocke und das Geräusch mit Dröhnen geöffneter Türen vermengte; endlich unterschied ich auch verworrne Schreie.

— Der Trunkenbold wird irgendwo einen Brand angerichtet haben, war mein Gedanke, als ich von meinem Bette hinabsprang.

Ich kleidete mich in aller Hast an und trat auf den Gang. Vom entgegengesetzten Ende kamen Geschrei und Wehklagen, und eine

markerschütternde Stimme beherrschte die andern: Mein Sohn, mein Sohn! Ohne Zweifel war Herrn Alphons ein Unfall zugestossen.

Ich eilte zum Brautgemach. Es war von Menschen angefüllt. Was meinen Blicken zunächst sich aufdrängte, war der Körper des jungen Mannes, der, halb angekleidet, quer über dem Bette lag, dessen hölzernes Gestelle zerbrochen war. Er war leichenfahl, regungslos. An seiner Seite weinte und schrie seine Mutter. Herr von Peyrehorade war in Bewegung, er rieb ihm die Schläfen mit Kölnischwasser, hielt ihm Riechsalz unter die Nase. Umsonst: sein Sohn war längst nicht mehr am Leben.

Auf einer Ruhebank am andern Ende des Zimmers befand sich die Neuvermählte. Krampfhafte Zuckungen warfen ihren Körper hin und her. Sie stiess wortlose Schreie aus, und zwei kräftige Mägde hatten alle Mühe, sie zu halten.

— Um Gotteswillen, rief ich, was ist denn geschehen?

Ich näherte mich dem Bette und hob den

Körper des unglückseligen jungen Mannes auf; er war schon steif und kalt. Seine aneinander gepressten Zähne und sein schwarz angelaufenes Antlitz drückten die entsetzlichsten Ängste aus. Man sah es nur allzu deutlich: sein Ende war gewaltsam, der Todeskampf fürchterlich gewesen. Trotzdem war keine Spur von Blut auf seinen Kleidern. Ich schob sein Hemd auseinander und sah auf seiner Brust einen bläulichen Eindruck, der sich nach den Seiten und dem Rücken zu fortsetzte. Man hätte sagen mögen, dass er in einem eisernen Reif wäre zusammengepresst worden. Mein Fuss trat auf einen harten Gegenstand, der auf dem Teppich lag; ich bückte mich und sah den Diamantring.

Ich bewog die Eltern, mir auf ihr Zimmer zu folgen, dann liess ich auch die junge Frau dahin tragen.

— Sie haben noch eine Tochter, sagte ich zu den beiden. Sie hat Anspruch auf Ihre Fürsorge. — Dann liess ich sie allein.

Es schien mir nicht zweifelhaft, dass Herr Alphons einem Mordanschlag zum Opfer

gefallen sei, dessen Urheber Mittel gefunden hatten, sich während der Nacht in das Brautzimmer einzuschleichen. Die Quetschungen auf der Brust indessen und ihre ringförmige Ausdehnung setzten mich in nicht geringe Verlegenheit, denn ein Stock oder eine Eisenstange wären nicht imstande gewesen, sie hervorzubringen. Plötzlich fiel mir ein, dass in Valencia die gedungenen Meuchelmörder sich langer lederner Säcke, die sie mit feinem Sande füllen, zur Tötung ihrer Opfer bedienen. Allsogleich auch kamen mir der arragonesische Maultiertreiber und seine Drohung in Erinnerung. Immerhin wagte ich es kaum auszudenken, dass er für eine leichte scherzhafte Kränkung eine so schreckliche Rache genommen haben sollte.

Ich ging ins Haus, suchte überall Spuren, die auf einen Einbruch deuten konnten, und fand nirgends welche. Ich stieg in den Garten hinab, um zu sehen, ob die Mörder sich von dieser Seite her hätten einschleichen können; aber ich fand kein sicheres Anzeichen. Übrigens hatte der Re-

gen der Nacht den Boden derart aufgeweicht, dass er kaum einen halbwegs deutlichen Eindruck hätte bewahren können. Trotzdem bemerkte ich einige tief ausgeprägte Schritte. Sie führten nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen, verliefen aber auf derselben Linie, gingen vom Winkel jener Hecke aus, die sich an den Ballspielplatz schloss, und mündeten in die Haustüre. Das konnten die Schritte des jungen Mannes selbst sein, als er den Ring vom Finger der Statue zu holen gegangen war. Anderseits war die Hecke hier minder dicht als anderwärts, und dies konnte die Stelle sein, wo die Mörder darüber hinweggestiegen sein mochten. Indem ich so an der Bildsäule hin und wider schritt, hielt ich einen Augenblick an, um sie zu betrachten. Diesmal, gesteh ich's nur, war ich nicht imstande, ohne Bangen den boshaft schadenfrohen Ausdruck ihrer Züge auszuhalten, und den Kopf angefüllt mit den grässlichen Auftritten, deren Zeuge ich eben noch gewesen war, schien es mir, als schaute ich einen höllischen Dämon, der sich an

dem Unglück, das dieses Haus betroffen hatte, weidete.

Ich begab mich wieder auf mein Zimmer und blieb dort bis Mittag. Dann verliess ich es und erkundigte mich nach dem Befinden meiner Gastgeber. Sie waren um ein weniges ruhiger. Das Fräulein von Puygarrig, richtiger ausgedrückt die Witwe des Herrn Alphons von Peyrehorade, hatte das Bewusstsein wiedererlangt. Sie hatte sogar mit dem königlichen Prokurator aus Perpignan gesprochen, der sich auf einer amtlichen Rundreise gerade in Ille aufhielt. Der Beamte hatte ihre Aussage entgegengenommen. Er verlangte auch meine. Ich sagte ihm, was ich wusste, und verbarg ihm nicht meinen Verdacht gegen den arragonesischen Maultiertreiber. Er gab Auftrag, ihn sofort zu verhaften.

Haben Sie von Frau Alphons etwas erfahren? fragte ich den königlichen Prokurator, nachdem meine Aussage niedergeschrieben und unterzeichnet worden war.

Diese unglückselige junge Person hat den Verstand verloren, sagte er und lächelte

traurig. Sie ist verrückt, vollkommen verrückt. Hören Sie, was sie angibt:
Sie war, sagt sie, schon einige Minuten zu Bette, die Bettvorhänge waren zugezogen, als sich die Türe des Gemaches öffnete und jemand eintrat. Sie lag, das Gesicht der Wand zugekehrt, am innern Rande des Bettes. Überzeugt, dass es ihr Mann sei, rührte sie sich nicht. Einen Augenblick später kreischte das Bett, wie von einem ungeheuren Gewicht belastet. Sie war in grosser Angst, wagte aber nicht, den Kopf zu wenden. Fünf, zehn Minuten vielleicht ... sie kann sich selbst davon keine Rechenschaft geben, vergingen so. Dann machte sie eine unwillkürliche Bewegung, oder die Person, die sich im Bette befand, machte eine, und sie spürte die Berührung von etwas, das kalt wie Eis war. Das sind ihre Ausdrücke. Sie drängte sich gegen die Wand, an allen Gliedern zitternd. Kurz darauf öffnete sich die Tür ein zweites Mal und jemand trat ein, der: Guten Abend, meine kleine Frau, sagte. Bald darauf wurden die Vorhänge auseinandergezogen. Sie

hörte einen halberstickten Schrei. Die Person, die im Bett an ihrer Seite war, setzte sich auf und schien die Arme nach vorn auszustrecken. Da wandte sie den Kopf . . . und sah, sagt sie, ihren Gatten auf den Knien am Bette, das Haupt in der Höhe des Kopfkissens, zwischen den Armen einer Art von grünlichem Riesen, der ihn mit Macht umpresst hielt. Sie sagt, und sie hat es mir zwanzigmal wiederholt, die arme Frau! . . . sie sagt, sie hätte . . . — erraten Sie was erkannt — die erzene Venus, die Statue des Herrn von Peyrehorade. . . . Seit die im Land ist, träumt alle Welt von ihr. . . . Aber ich nehme die Erzählung der unglücklichen Irren wieder auf. Bei diesem Anblick verlor sie die Besinnung, und wahrscheinlich hatte sie da schon seit einigen Augenblicken den Verstand verloren. Sie kann durchaus nicht angeben, wie lange Zeit sie in der Ohnmacht gelegen haben mag. Zu sich gekommen, sah sie das Gespenst, oder wie sie immer sagt, die Statue wieder, unbeweglich, die Beine und den untern Teil des Körpers im Bett, Brust

und Arme nach vorn ausgestreckt, und zwischen den Armen ihren Mann, regungslos. Ein Hahn krähte. Da erhob sich die Statue aus dem Bett, liess den Leichnam fallen und ging. Frau Alphons riss mit aller Macht am Glockenzug, und den Rest wissen Sie.

Man brachte den Spanier; er war ruhig und verteidigte sich mit grosser Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Übrigens stellte er die Verheissung nicht in Abrede, deren Zeuge ich gewesen war; aber er gab die Aufklärung, dass er damit nichts anders habe sagen wollen, als dass er am nächsten Morgen, ausgeruht, seinem Sieger eine Partie würde abgewonnen haben. Ich erinnere mich, dass er hinzufügte:

Ein Arragonese, der sich beleidigt fühlt, wartet nicht den kommenden Tag ab, um sich zu rächen. Hätte ich angenommen, dass mich Herr Alphons habe beleidigen wollen, würde ich ihm auf der Stelle mein Messer in den Leib gerannt haben.

Man verglich seine Schuhe mit den Schrittspuren im Garten: seine Schuhe waren viel grösser.

Endlich versicherte der Gastwirt, bei dem der Mann wohnte, dass er die ganze Nacht damit zugebracht hätte, eines seiner Maultiere, das erkrankt war, abzureiben und ihm Heilmittel einzugeben.
Im übrigen war der Arragonese ein wohlbeleumundeter Mann, weit und breit bekannt im Land, das er alljährlich als Handelsmann bereiste. Er ward also unter Entschuldigungen entlassen.
Ich habe die Aussage eines Bedienten vergessen, der Herrn Alphons zuletzt lebend gesehen hatte. Das war im Augenblick gewesen, da er zu seiner Frau hinaufsteigen wollte. Er hatte den Menschen gerufen und ihn in sichtlicher Unruhe gefragt, ob er wisse, wo ich wäre. Der Bediente hatte geantwortet, dass er mich nicht gesehen hätte. Da habe Herr Alphons einen Seufzer ausgestossen und mehr als eine Minute schweigend dagestanden, endlich gesagt: Ah, der Teufel hätte ihn auch geholt.
Ich fragte den Mann, ob Herr Alphons, als er mit ihm sprach, seinen Diamantring gehabt habe. Der Bediente zögerte mit der

Antwort, endlich sagte er, er glaube es nicht, freilich habe er darauf nicht acht gegeben. Wenn er den Ring am Finger gehabt hätte, fügte er sich berichtigend gleich hinzu, würde ich es ohne Zweifel bemerkt haben, denn ich war im Glauben, dass er ihn der jungen gnädigen Frau gegeben hatte.
Indem ich mein Verhör mit dem Bedienten anstellte, empfand ich etwas von dem abergläubischen Schrecken, den die Aussage der jungen Frau im ganzen Hause verbreitet hatte. Der königliche Prokurator sah mich lächelnd an, und ich hütete mich wohl, mich da näher einzulassen.
Wenige Stunden nach dem Begräbnis des Herrn Alphons machte ich mich zur Abreise fertig. Der Wagen des Herrn von Peyrehorade sollte mich nach Perpignan bringen. Seines schwachen Zustandes ungeachtet wollte mich der bedauernswerte alte Mann bis an die Pforte seines Gartens begleiten. Wir durchschritten ihn schweigend, er, der sich auf meinen Arm stützte, schleppte sich kaum weiter. Im Augenblick, da wir uns trennen sollten, warf ich einen

letzten Blick auf die Venus. Ich nahm an, dass mein Gastgeber, obwohl er keineswegs die Gefühle des Schreckens und Hasses teilte, die die Statue einem Teil seiner Familie einflösste, sich gern eines Gegenstandes entledigen würde, der ihn unaufhörlich an das entsetzliche Unglück gemahnen musste. Ich hatte die Absicht, ihm nahezulegen, dass er sie einem Museum widmete. Ich überlegte, wie ich davon anfangen sollte, da wandte Herr von Peyrehorade den Kopf nach der Richtung, wohin er mich starren sah. Er erblickte die Statue und brach sogleich in Tränen aus. Ich umarmte ihn, und ohne ihm ein einziges Wort gesagt zu haben — ich wagte es nicht —, stieg ich in den Wagen.

Seit meiner Abreise habe ich nicht vernommen, dass irgend ein Umstand Licht auf jenes geheimnisvolle Ereignis geworfen hätte.

Herr von Peyrehorade starb einige Monate nach seinem Sohne. In seinem Testament hat er mir seine Aufzeichnungen vermacht. Vielleicht werde ich sie eines Tages ver-

öffentlichen. Ich habe darunter vergeblich nach dem Aufsatz über die Inschriften an der Venusstatue gesucht.

P. S. Mein Freund M. v. P. schreibt mir soeben aus Perpignan, dass die Statue nicht mehr vorhanden ist. Nach dem Tod ihres Mannes war es die erste Sorge der Frau von Peyrehorade, daraus eine Glocke giessen zu lassen, und in dieser neuen Gestalt wird sie in der Kirche von Ille verwendet. Es scheint, fügt M. v. P. hinzu, als ob ein Unstern die verfolge, die das Erz besitzen. Seit die Glocke in Ille läutet, sind dort schon zweimal die Weinstöcke erfroren.

Gedruckt in Leipzig
bei Poeschel & Trepte

[illegible]

2 Bolen

nur Engl.

versch. [illegible]

3.50 —

[illegible]